

„Gott hat für jeden Menschen einen Plan der Liebe“
(Konstitutionen der Maristenbrüder, Nr. 92)

Die Maristenfamilie als Auslegung maristischer Berufung.
Exerzitienvorträge für die Maristenbrüder

Alois Greiler SM

Übersicht

Vorwort	3
Abkürzungen	3
1. Einführung: Maristenfamilie – geistliche Vielfalt maristischer Berufung	4
2. Ruf zur Umkehr: Verborgtheit Gottes und maristische Sendung	9
3. Jesus, unser Bruder: Die Berufung zum Bruder sein	14
4. ‚Wir brauchen Brüder‘: Die Maristenbrüder	19
5. Priester sein: allgemeines Priestertum und Patres	24
6. Schwester sein: Maria, Schwestern und die Frauen in der Kirche	29
7. Laienmaristen: ein marianisches Gottesvolk bauen	34
8. Maristenmissionsschwestern: Maristische Berufung ist missionarisch	39
9. Am Ende der Welt: Ozeanien als Mission der Maristenfamilie	44
10. Optionen: Maristenfamilie im Plan Gottes	49
<i>Leseliste</i>	54
Anregungen zur Betrachtung	55
Praktische Hinweise	57

Vorwort

Im September 2001 fügte es sich, dass vier Maristenkongregationen ihr Generalkapitel in Rom abhielten. Am 17.9., trafen sich alle Kapitelsteilnehmer in Castel Gandolfo zur gemeinsamen Papstaudienz. Vor deren Beginn sprach Frater Manfred Gschrey FMS davon, er suche für die älteren Brüder noch einen Exerzitienprediger. Ich bot ihm an, diese Aufgabe zu übernehmen. Schon länger bewegte mich der Gedanke, die verschiedenen Maristenzweige als Teile der einen Vision zu betrachten. Die Exerzitienvorträge gaben mir den Anlass, dem nachzugehen. Die Exerzitien fanden statt in Furth bei Landshut, vom 29. Juli bis 3. August 2002. Hier liegt eine veränderte und erweiterte Fassung vor. Anliegen ist jeweils, einige Gaben des einzelnen Maristenzweiges für alle Maristen aufzuzeigen, damit wir uns neu begegnen können.

Der Fürsprache des heiligen Peter Chanel und des heiligen Marzellan Champagnat empfehle ich alle Bemühungen um ein Wiedergewinnen der gemeinsamen Ursprünge, um für das Heute Inspiration zu schöpfen. ‚Gott hat für jeden Menschen einen Plan der Liebe‘ – mit den Zweigen der Maristenfamilie schuf Gott sich ein Werkzeug, alle zu erreichen.

Ahmsen, 6. Juni 2002, Fest des hl. Marzellan Champagnat

Pater Alois Greiler SM

Abkürzungen

Apg = Apostelgeschichte

KS SM = Konstitutionen der Gesellschaft Mariens (Patres und Brüder)

KS FMS = Konstitutionen der Maristenbrüder

KS SMSM = Konstitutionen der Maristenmissionsschwestern

1. Maristenfamilie – geistliche Vielfalt maristischer Berufung

Die Vorträge titelt ein Wort aus den Konstitutionen der Maristenbrüder: ‚Gott hat für jeden Menschen einen Plan der Liebe‘. Für diesen Plan hat Gott sich ein Werkzeug geschaffen: Die Gesellschaft Mariens. Die verschiedenen Zweige, Patres, Brüder, Schwestern, Missionsschwestern, Laien, wollen alle Menschen erreichen, in und außerhalb Kirche, Männer und Frauen, die Frohe Botschaft zu verkünden.

In den Exerzitien können wir bewusster und vertiefter sehen, dass Gott mich liebt und einen Plan der Liebe für mich hat.

Nachösterliche Menschen

Christen leben eine nachösterliche Existenz. Auferstehung Jesu ist lange gewesen. Wir glauben denen, die damals geglaubt haben. Dahin zu kommen ist ein Geschenk. Dahin zu kommen ist nicht leicht. Die Jünger Jesu haben dies sehr dramatisch erfahren. Nach dem Karfreitag war für sie die Welt zu Ende. Sie haben sich zurückgezogen auf ihre früheren Tätigkeiten. Die Macht der Auferstehung wird deutlich in ihren Reaktionen. Noch einmal hörten sie den Ruf Jesu. Wieder haben sie geantwortet – wie wir es am Ende der Exerzitien tun können. Diese Antwort erzählt die Geschichte der Jünger, aufgezeichnet in der *Apostelgeschichte*, die ich uns für die Woche als biblische Lektüre nahe lege. Sie beginnt mit dem Ruf des Auferstandenen und der Sendung der Jünger. Die kleine Gruppe Getreuer, mit Maria in ihrer Mitte, sammelte sich in Jerusalem. Von Jerusalem aus drängte sie ihre Sendung in die Nachbarstädte und schließlich in die ganze damals bekannte Welt. Ähnlich sammelten sich die Maristen um Maria. Zunächst in Frankreich und bald an den Enden der Erde. Exerzitien sind die Sammlung, um neu die eigene Sendung zu bedenken. Ähnlich geht es uns: wir leben nach Ostern, wir bedürfen immer neu der Sammlung – für unsere Sendung.

Wir sind gesandt als Maristen und als Ordensleute. Das Konzil sagt über die Orden:

46. Die Ordensleute sollen sorgfältig darauf achten, dass durch sie die Kirche wirklich von Tag zu Tag mehr den Gläubigen wie den Ungläubigen Christus sichtbar mache, wie er auf dem Berg in der Beschauung weilt oder wie er den Scharen das Reich Gottes verkündigt oder wie er die Kranken und Schwachen heilt und die Sünder zum Guten bekehrt oder wie er die Kinder segnet und allen Wohltaten erweist, immer aber dem Willen des Vaters gehorsam ist, der ihn gesandt hat.

Alle sollen schließlich einsehen, dass das Gelöbnis der evangelischen Räte, wenn es auch den Verzicht auf hochzuschätzende Werte mit sich bringt, dennoch der wahren Entfaltung der menschlichen Person nicht entgegensteht, sondern aus ihrem Wesen heraus sie aufs höchste fördert. Die Räte nämlich tragen, wenn sie entsprechend der persönlichen Berufung eines jeden in freiem Entschluss übernommen werden, nicht wenig zur Reinigung des Herzens und zur geistlichen Freiheit bei, fachen ständig die Glut der Liebe an und vermögen den Christen gleichförmiger zu machen vor allem der jungfräulichen und armen Lebensweise, die Christus der Herr gewählt und die seine jungfräuliche Mutter sich zu eigen gemacht hat.

Zweites Vatikanisches Konzil, Konstitution über die Kirche, *Lumen gentium*, Nr. 46.

Exerzitien und Identität

Exerzitien haben damit zu tun, wer ich bin. Dazu gehören viele Seiten meines Lebens. Dazu gehört, dass wir Ordensmänner sind, dass wir Maristen sind. In den vielen Seiten meines Lebens kann ich blättern. Wer ich bin, suche ich zunächst bei mir. Wer ich bin lerne ich auch dadurch, was ich nicht bin, wie ich mich von anderen unterscheide. Ich suche den Plan Gottes für mich. Dadurch kann ich froher mit mir selbst werden, zufriedener, freier. Das wäre schön. Das wäre schön, gerne zu sein, wer ich bin, im Leben geworden bin. Wir reden

auch von Umkehr. Doch selbst da muss ich erst gut sehen, wer ich bin und wo Umkehr mich auf einen besseren Weg bringen würde. Exerzitien lassen die Fragen wach werden, wer ich bin, wie ich damit zufrieden bin und wohin ich gehen möchte. Das Ergebnis kann sein: mit vielem bin ich zufrieden, mit manchem nicht. Ich schaue es mir an. Mit meinen Augen. Doch auch mit den Augen Gottes. Sie sehen mehr und anders. Was ich als Scheitern betrachte kann Gott noch als Tor zum Leben erkennen.

Das Wort des Konzils möchte Ordensleuten sagen: ja, ihr verzichtet auf manches, aber ihr gewinnt vieles: Ihr gewinnt eine Identität, ihr geht einen Weg, ihr gebt einander und der Welt Zeugnis. Darum ist es gut, in Exerzitien sich Entscheidungen wie die für das Ordensleben, für die Gelübde, für die Gemeinschaft und für das Marist sein neu in Erinnerung zu rufen.

Die Gesellschaft Mariens von Fourvière: die eine Familie

Marzellan Champagnat (1789 – 1840; heiliggesprochen 1999) schloss sich als einer der ersten dem Projekt einer Gesellschaft Mariens an. Dies geschah 1815, im Priesterseminar zu Lyon, und führte zum Versprechen vom 23. Juli 1816 auf Fourvière, dem Tag nach seiner Priesterweihe, für eine solche Gesellschaft zu arbeiten. Jean-Claude Courveille hatte in Le Puy 1812 die Inspiration empfangen, eine solche Gesellschaft zu gründen und ihr den Namen ‚Gesellschaft Mariens‘ zu geben. Courveille, Déclas, Colin, Champagnat und die anderen Interessenten entwickelten dazu eine Ordensfamilie aus Priestern, Schwestern und Laien, nach dem Vorbild der großen Orden wie der Benediktiner und Dominikaner. Ihre Tätigkeit sollte ein Jesuit inspirieren, der hl. Franz Régis (1597 - 1640), ein Volksmissionar ihrer Heimat, dessen Leben sie im Seminar bei Tisch vorgetragen bekamen. Die Jesuiten wären kein Modell für die Maristen, was die Struktur angeht. Sie lehnten einen Schwesternzweig stets strikt ab, wie das Schicksal der Maria Ward und ihrer Kongregation verdeutlicht. Für die Maristen bleibt festzustellen: vom Moment der Empfängnis an ging es um eine Ordensfamilie, um mehrere Zweige. Und von Anfang an wurde diese Struktur als lebendig begriffen, denn sogleich kam ein neuer Zweig hinzu. Der Geist Marias würde alle einen. Champagnat drängte in den Vorgesprächen zu Fourvière darauf, Schulbrüder hinzu zu nehmen. Man überließ sie Champagnat, was die Ausführung betraf. Doch gehörten sie zum Inhalt des Versprechens. Eine Frau für die Schwestern hatte man noch nicht. Dies unterstreicht nochmals, wie offen dies Modell in den Einzelheiten und wie klar in den Grundzügen es war. Jeanne-Marie Chavoïn kam erst zehn Jahre später hinzu. Ein Symbol der Anfänge ist der Baum mit mehreren Zweigen. Der Baum meint die gemeinsame Berufung. Die Zweige sind die einzelnen Gruppen im Orden, die sich später zu selbständigen Kongregationen entwickelt haben. Wichtig an diesem Bild ist: ein Baum lebt und wächst. Der Maristenbaum hat in der Geschichte neue Zweige hervor gebracht. Entschieden war der Name, der marianische Charakter, die Struktur. Später gebrauchten die Gründer den Begriff vom ‚Werk Marias‘, das sie zu tun berufen seien: in dieser Krisenzeit die Kirche stützen und auf die dringendsten Nöte der Menschen antworten, alle Menschen zu erreichen, überall, missionarisch und kirchlich ausgerichtet.

‚Ein Baum mit vielen Zweigen‘: Gemeinsame Ursprünge – gemeinsamer Geist

Über den maristischen Anfängen standen mehrere Bilder. Das Bild vom ‚Baum mit den Zweigen‘ begegnet uns in den Quellen in Variationen: mal hat der Baum drei, mal vier Zweige, doch meist wird die Zahl der Zweige nicht genannt. Der eine Baum treibt viele Zweige und tut es immer noch. Anfangs ging es um Priester, Schwestern, Brüder, darunter Schulbrüder, und Laien. Die Schulbrüder sind der erste Zweig, der eigenes Wachstum

gewann. Die anderen Zweige folgten. 1836 gewährt die Kirchenleitung in Rom den Priestern die Anerkennung als neue Ordensgemeinschaft. Jean-Claude Colin wurde am 24. September 1836 zum Generaloberen gewählt. Die ersten Maristen, Patres und Brüder, brachen Weihnachten in die Südsee auf.

Champagnat und Chavoin hielten stets an der Vision der Ursprünge fest: die Maristen gehören alle zu der einen Kongregation. Sie verstanden Jean-Claude Colin als den Generaloberen aller Maristen, auch ihrer eigenen Zweige und ihrer selbst. Colin hat bis 1842 auf allen Ebenen, Orden, Diözese, Frankreich, Rom für diese Einheit gearbeitet. Champagnats Festhalten an der Vision bezeugen seine Briefe, seine Zusammenarbeit mit Colin und am Ende seines Lebens sein ‚Geistliches Testament‘. Die sehr schlechte Gesundheit Champagnats veranlasste Colin 1839, die Nachfolge zu regeln, mit einer doppelten Lösung. Ein Schulbruder, Bruder François (1808 – 1860), wurde der eigentliche Obere, mit Assistenten an der Seite. Das gab den Brüdern Selbständigkeit. Ein Maristenpater, Jean Cholleton, früherer Generalvikar von Lyon, wurde zum Generalassistenten Colins ernannt, zuständig allein für die Brüder. Praktisch war Champagnat ja auch Generalassistent mit dieser Funktion gewesen. Diese doppelte Regelung Colins drückt seine Unsicherheit aus, wie die Einheit der Zweige genau auszusehen habe. Um sie zu verstehen müssen wir zwei Dinge bedenken. Der Zweig der Schulbrüder war von 1817 bis 1840 immens gewachsen und viel zahlreicher als die Patres. Man konnte sie nicht einfach den Patres einfügen. Andererseits war François noch sehr jung und seine Assistenten waren nicht viel älter. Beidem wollte Colin gerecht werden. Wir sollten die schwierige Situation nicht unterschätzen. Der Übergang vom Gründer zum ersten Nachfolger bedeutete für viele Orden in der Kirchengeschichte eine Zeit der Krise. Colin hat Hilfestellung geleistet.

Colin fungierte als General der einen Gesellschaft Mariens. Dies wird an vielen seiner Initiativen und aus seinem Verhältnis zu der Leitung der Brüder und einzelnen Brüdern deutlich. Bei der Vereinigung der Brüder mit denen von St-Paul de Troix Châteaux (1841) und mit den Brüdern von Viviers (1843/44) verhandelte Colin mit deren Gründern und Bischöfen, zusammen mit François. Unter den vielen jungen Brüdern gab es immer wieder Problemfälle. Es scheint, dass manche dieser Brüder mit ihren Anliegen zu Colin gegangen sind. Colin nahm sich ihrer an. Das Exerzitienhaus der Patres in Marcellange (1842 – 1844) war auch ein Ort für Brüder in Krisen, wieder auf den rechten Weg zu finden. Durch Ansprachen bei den Jahresexerzitien in der Hermitage und in Einzelgesprächen mahnte Colin die Brüder zur Treue zum Ordensleben und maristischem Geist.

1842 entschied sich Colin, in Rom die Frage der Anerkennung der Brüder voranzubringen. Das zweite Generalkapitel der Patres vom April besprach die Frage. Die Brüder hatten dem Kapitel eine Petition eingereicht, die für die Einheit plädierte. Allerdings ist nicht sicher, ob damals alle Brüder wirklich hinter dieser Petition standen. Von Bischöfen in Frankreich erbat und erhielt er Empfehlungsschreiben über das Wirken der Schulbrüder. Vom 28. Mai bis 3. September 1842 hielt Colin sich in Rom auf. Die Einheit der Gesellschaft Mariens und die Mission in Ozeanien waren die beiden großen Themen. Er reichte nochmals den Plan zur Anerkennung der Gesellschaft Mariens ein, die aus mehreren Zweigen, Priestern, Brüdern und Schwestern bestünde. Kardinal Castracane, zuständig für den Antrag, gab ihm zu verstehen, ein solcher Orden würde niemals anerkannt. Die Brüder könnten als Laienbrüder oder als Teil des Dritten Ordens approbiert werden, die Schwestern als eigene Kongregation oder auch als Teil des Dritten Ordens. Aber alle in einem Orden mit einem einzigen Generaloberen – das ginge nicht. Colin kehrte nach Frankreich zurück mit der klaren Erkenntnis, die Maristenfamilie als ein Orden ist nicht machbar. Das Generalkapitel der Patres

von 1845 zog daraus die Konsequenzen. Ab 1845 können wir davon sprechen, dass die Patres und die Schulbrüder eigene Wege gingen, was ihre Struktur als Orden betraf. Eine neue Phase im Leben der Maristen hat begonnen. Die Kinder sind erwachsen geworden. Die Zweige gehen eigene Wege. Darüber dürfen wir aber nicht vergessen, dass auf der Ebene des gemeinsamen Ursprungs, des maristischen Geistes, des Bewusstseins von der eine Familie und auf der praktischen Ebene (Hausgeistliche, Austausch von Brüdern) weiterhin zusammengearbeitet wurde. Colin waren zwei Dinge wichtig: Die Schulbrüder leiten ihren Zweig selbst. Der maristische Geist soll in beiden Zweigen bewahrt bleiben.

1860 trat Bruder François, der Nachfolger Champagnats, als General zurück. Colin lebte bereits im Ruhestand. Die Zeit der gemeinsamen Anfänge war damit vorbei. In dieser Zeit hatten sie die gemeinsame Berufung konkret werden lassen, nämlich auf den Ruf Marias zu antworten, Stütze der Kirche zu sein und auf die dringendsten Nöte der Menschen zu antworten. Priester, Brüder, Schwestern und Laien – sie tun dies seitdem gemäß ihrer je verschiedenen Berufungen und doch wieder ähnlich, als Maristen.

2001 – Vier Generalkapitel

Die *Apostelgeschichte* erzählt uns von Parteiungen in der Urkirche, konkret den Hebräern und den Hellenisten, den Judenchristen und den Heidenchristen (Apg 6, 1- 7). Sie erwähnt damalige Konflikte. Für uns Maristen soll die frühe Kirche das Modell sein – auch in dem, wie man mit Konflikten umging. Die einzelnen Zweige lebten lange als getrennte Brüder.

Zwischen 1860 und 2001 gab es ein rechtes Auf und Ab zwischen den einzelnen Maristenzweigen. Die Situation in Deutschland hat sich verändert u.a. durch die Zusammenarbeit von Schwestern, Missionsschwestern und bald Brüdern in den neuen Bundesländern. Dies spiegelt wieder, was in der Welt vor sich geht. Zuerst auf der Ebene der Maristengeschichtler, danach auf der Ebene der Generalleitungen, und jetzt immer mehr setzt sich der Sinn dafür durch, dass wir zu der einen Familie gehören. Wichtig ist nun: dies ist nicht allein eine Frage der Geschichte. Es hat Konsequenzen dafür, was Marist sein meint, was maristische Spiritualität ausmacht. Diese Exerzitien wollen dahin führen, dies zu betrachten. Dafür gibt es Vorläufer und eine offene Tür für die Zukunft: Fahrten zu den Ursprungsstätten, Erneuerungskurse der Maristenfamilie, Referenten der verschiedenen Zweige für Erneuerungskurse, Exerzitien, Tagungen gibt es bereits. Im September 2001 ergab es sich, dass alle vier Kongregationen in Rom ihr Generalkapitel abgehalten haben. An einem Tag hat man sich getroffen, dem Tag der Maristenfamilie. Ein schöner Tag für alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen. Gemeinsam erhielt man eine Audienz bei Papst Johannes Paul II. Alle Generalkapitel besprachen verstärkt diese Dimension des Marist seins: wir sind Teil eines größeren Ganzen. Auf der Ebene der Geschichte und der Organisation mag es noch angehen, darüber Bescheid zu wissen. Diese Einkehrtage suchen die geistliche Vertiefung solcher Erfahrungen. Davon wurde gesprochen: Dies war kein Zufall, dass wir alle in Rom Kapitel abhielten mit der Frage, wie in das neue Millennium gehen. Als Zeichen der Vorsehung haben es manche betrachtet, dass Maristen gemeinsam überlegen, welche Wege zu gehen sind. Eine Frucht könnte sein, Wege eben gemeinsam, als Maristen, zu gehen.

2002 – Maristische Exerzitien

Diese Einführung hat viel Geschichte erzählt, Maristengeschichte, unsere Vorgeschichte. In den kommenden Tagen besteht die Zeit, der Raum, die Atmosphäre, die eigene Geschichte, Geschichte und Geschichten anschauen. Ordensgeschichte ist eine Antwort auf den Plan der Liebe Gottes. Meine Lebensgeschichte ist es genauso.

Leitfaden für diese Exerziten soll der Gedanke der Maristenfamilie sein, konkret die geistliche Bedeutung dessen, dass wir Priester, Brüder, Schwestern, Laien zu der einen Familie gehören. Jeder Zweig hat eine Botschaft für den einzelnen Maristen, für sein geistliches Leben und Wirken. Diese Vorträge nehmen die Geschwister der Maristenfamilie in den Blick. Jeder maristische Zweig lebt in besonderer Weise eine Seite des Marist seins, eine Seite des geistlichen Lebens als Marist, Ordensmann und Christ. Jeder Marist führt uns eine geistliche Dimension unserer Berufung vor Augen, die auf irgendeine Weise alle angeht: Priester sein, Bruder sein, Schwester sein, Laie sein. In den Vorträgen gibt es viel Geschichte. Doch Geschichte ist immer eine Fülle an Geschichte, Geschichten von Menschen, von Maristen vor uns.

Gott ist ein Gott der Gegenwart:

Wie er dich findet, so nimmt er dich, und so darfst du hinzutreten.

Er fragt nicht, was du gewesen bist, sondern was du jetzt bist.

Gott ist immer bereit, aber wir sind sehr unbereit.

Gott ist uns nahe, aber wir sind ihm fern.

Gott ist drinnen, aber wir sind draußen.

Gott ist in uns heimisch, aber wir sind uns fremd.

Meister Eckhart

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist der Wahrheit: um eine rechte Selbsterkenntnis.

Zu meiner Identität gehören die Beziehungen, in denen ich stehe: der Orden, die Gemeinschaft, die Oberen, der Beichtvater, Familie, Freunde. Helfen mir diese Beziehungen für mein Leben als Bruder? Wo kann ich wachsen? Wo muss ich umkehren?

Zu meiner Identität gehört meine Lebensgeschichte und meine Ordensgeschichte. Bin ich damit zufrieden? Wo sind Sackgassen, wo führt mich der Herr hinaus ins Weite?

Als Marist gehöre ich zu einer großen Familie. Habe ich davon in meiner Ausbildung gehört? Habe ich in diesem Bewusstsein gelebt?

Vorwort zum *Lukasevangelium* und Vorwort zur *Apostelgeschichte* lesen

Apg 6, 1 – 7: Gruppen, Konflikte und Konfliktlösungen in der frühen Kirche

2. Ruf zur Umkehr: Verborgtheit Gottes und maristische Sendung

Der Heide: Ich sehe Dich ganz in Demut hingeworfen und Tränen der Liebe vergießen, nicht falsche, sondern Tränen aus dem Herzen. Sag mir: wer bist Du?

Der Christ: Ich bin ein Christ.

Der Heide: Was betest du an?

Der Christ: Gott.

Der Heide: Wer ist der Gott, den Du anbetest?

Der Christ: Ich weiß es nicht.

Der Heide: Wie kannst Du mit solchem Ernst anbeten, wovon Du kein Wissen hast?

Der Christ: Weil ich kein Wissen habe, bete ich an.

Der Heide: Wunderlich. Ich sehe da einen Menschen, dem es etwas angetan hat, wovon er kein Wissen hat.

Der Christ: Noch wunderlicher ist es, wenn etwas einem Menschen es angetan hat, was er zu wissen nur wähnt.

.....

Der Heide: Dies also ist es, was Dich zur Anbetung gezwungen hat: das Sehnen, in der Wahrheit zu sein.

Der Christ: Wie Du sagst, so ist's. Denn ich verehere Gott: nicht den, welchen ihr Heiden fälschlicherweise zu erkennen meint und dem Ihr einen Namen gebet, sondern Gott selbst, der die unsagbare Wahrheit selber ist.

.....

Der Heide: Ich bitte Dich, Bruder, führe mich soweit, dass ich von Deinem Gott etwas verstehen kann; gib Antwort: was weißt Du von dem Gott, den Du anbetest?

Der Christ: Ich weiß, dass alles, was ich von ihm weiß, Gott nicht ist und dass alles, was ich erfasse, ihm nicht ähnlich ist, sondern dass er vielmehr alles überragt.

Nikolaus von Kues (1401 - 1464), *Der verborgene Gott. Ein Zwiegespräch zwischen einem Heiden und einem Christen*, Krailling vor München, Wewel Verlag, Seite 6 – 19.

Exerzitien und Umkehr

Exerzitien zielen auf Umkehr, Bekehrung, Umdenken. Das Markus-Evangelium, das wohl älteste Evangelium, beginnt mit Jesu Ruf zum Umdenken:

Jesus ... verkündete das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe. Kehrt um, und glaubt an das Evangelium!

Markus 1, 14b - 15

Übersetzt wird es oft mit Umkehr. Wörtlich meint es tatsächlich: Umdenken. Was sollen wir anders denken, wo unsere Vorstellungen korrigieren? Wir können anfangen bei der wesentlichen Frage, der Frage nach Gott. Der Abschnitt aus dem Werk des Nikolaus von Kues, *Der verborgene Gott*, deutet dies an. Wir wissen um Gott und beten ihn an – wir wissen nichts von Gott. Wir ‚haben‘ Gott nicht, wir können Gott nicht definieren, nur anbeten, die Sehnsucht nach dem Geheimnis in uns walten lassen. Umkehr, Umdenken in den Exerzitien, das könnte meinen, mein Gottesbild anzufragen, mir vor Augen halten: Du sollst dir kein Bildnis machen von Gott. So heißt es bereits im Alten Testament und dieses Wort bleibt gültig, bleibt immer wieder eine Herausforderung. Der verborgene Gott, das ist so gelesen und bedacht ein Wort zur Umkehr, zum Umdenken.

Gott ,unbekannt und verborgen' als maristisches und theologisches Thema

Dieses Wort ist ein sehr maristisches Wort, ein Schwerpunkt maristischer Spiritualität in neuerer Auslegung. Dieses Wort ist immer schon ein Schwerpunkt in der Geschichte der Theologie gewesen, allerdings manchmal im Hintergrund, als eine Tendenz am Rand.

Das 20. Generalkapitel der Brüder formulierte in der Nummer 11 als Teil der Situation der Maristenbrüder heute folgende Feststellung:

Es gibt jedoch auch einige bedenkliche Punkte, die Sorge bereiten:

Einige Brüder sind nicht ganz von Gott und seinem Evangelium erfüllt. Ihr Glaube ist zu schwach, um ihr Leben und ihre Sendung zu tragen.

Wählen wir das Leben, Nr. 11

Damit scheint es manchen der Ordensleute nicht anders zu gehen als vielen Männern und Frauen unserer Zeit. Gott erscheint abwesend. Als Maristen sagen wir: Gott ist verborgen. Das meint etwas anderes als abwesend oder nicht existierend.

Im Alten Testament kennen wir das Wort vom Bilderverbot. In der Gründungsurkunde des Gottesvolkes, der Thora, also den Büchern Genesis bis Deuteronomium, und da wieder in dessen Mitte, im Dekalog, dem Zehn-Wort, steht das Verbot, sich Bilder von Gott zu machen:

Ich bin Jahwe dein Gott. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben. Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgend etwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde.

Exodus 20, 2 - 4

Dieses Wort ist kein allgemeines Bilderverbot. Wir wissen aus der Archäologie und Geschichte Israels, dass es sehr viele Bilder gab, Tempel, Paläste und Häuser Bildschmuck erhalten haben. Manche Forscher meinen, dass es Bilder von Jahwe gab, dass im Allerheiligsten des Jerusalemer Tempels anfangs eine Darstellung Gottes aufbewahrt wurde, bevor man dies Gebot radikal durchsetzte. Also, Israel soll sich keine Bilder schaffen, keine Bilder von Gott. Das ‚Goldene Kalb‘ wird exemplarisch erzählt: hier ist ein Bild, das für Gott steht, Gottes Kraft und Lebensstärke, der Reichtum verheißt. Dies Bild Gottes wird zerstört. Moses kann sich auf Gott selbst berufen: Du sollst dir kein Bild von Gott machen. Wir nehmen dieses Bildwort in zwei Auslegungen. Gott ist so anders, transzendent, verborgen, so dass wir es nicht können, uns ein Bild von Gott zu machen. Und nicht sollen. Denn es würde uns auf Holzwege führen. Das alttestamentliche Bilderverbot meint zum andern sehr konkret, sich keine fremden Götterbilder aufzustellen und zu verehren. Israel geriet immer wieder auf dieses Gleis, den Göttern der Umgebung nachzufahren. Der Gott vom Sinai lag dem Volk, wenn es um Rettung aus großer Not wie der Situation in Ägypten oder dem Exil in Babylonien ging. Den täglichen Forderungen der Thora, der Gebote, den Willen Gottes zu suchen und zu leben, war schwer nachzukommen. Andere Götter konnte man sich leichter vorstellen und wirkten attraktiver. Wir brauchen nur an die verschiedenen Fruchtbarkeitskulte zu denken. Das Bilderverbot leistet Widerstand allem noch so gut gemeinten Anraten, sich Gott vorzustellen. Dämonische Gottesbilder sind solche, die uns Angst vor Gott machen, uns ein Leben lang klein halten. Dämonische Gottesbilder sind aber auch solche, die uns in falschen Sicherheiten wiegen und das Geheimnis Gottes auflösen wollen. Fragen an Gott schärfen unseren Blick für den wahren Gott.

Colin gab den Leitspruch aus: Maristen sind unbekannt und gleichsam verborgen in der Welt. Wie Maria sind sie da, aber im Hintergrund, demütig, ohne sich aufzudrängen. Natürlich nicht so weit im Hintergrund, dass sie nicht mehr da sind. Diese Balance zwischen verborgen

nicht nur Maristen sind unbekannt und verborgen in so vieler Hinsicht. Gott selbst ist unbekannt und verborgen. Das ‚unbekannt und verborgen‘ als Haltung macht Maristen feinfühlig dafür, die Gegenwart Gottes der ebenfalls unbekannt und verborgen mitten in der Welt anwesend ist, wahrzunehmen, für sich selbst, und anderen davon zu erzählen. Dies ist der Dienst des Johannes. Um ihn herum stand eine große Menschenmenge. Er sah genauer hin und erkannte: mitten unter ihnen, unerkannt, steht Jesus von Nazareth, Jesus der Christus. Und er rief den Leuten zu: Unerkannt steht er mitten unter euch! (Joh 1, 26).

Den verborgenen Gott suchen und den Menschen diese Gute Nachricht zurufen, das könnte eine Frucht dieser Tage sein. Seht, unerkannt steht er mitten unter euch! Unerkannt, aber nicht abwesend, unerkannt aber nicht fern.

Karl Rahner hat uns etwas ausbuchstabiert, wo der verborgene Gott erfahrbar wird, wo wir an ihn stoßen, vielleicht sogar an ihm uns stoßen:

In jenen Ereignissen, in denen der Mensch, gewöhnlich verloren an die einzelnen Dinge und Aufgaben des Alltags, gewissermaßen auf sich selbst zurückgeworfen wird und sich nicht mehr über dem übersehen kann, mit dem er gewöhnlich umgeht.

So, wenn der Mensch plötzlich einsam wird, wenn alles einzelne wie in eine schweigende Ferne hinein sich zurückzieht und darin sich auflöst, wenn alles fraglich wird, wie wir zu sagen pflegen, wenn die Stille dröhnt, eindringlicher als der übliche Alltagslärm.

So, wenn man plötzlich die Erfahrung personaler Liebe und Begegnung macht, plötzlich selig erschreckt und merkt, wie man in Liebe absolut, bedingungslos angenommen wird, obwohl man für sich allein in seiner Endlichkeit und Brüchigkeit dieser Bedingungslosigkeit der Liebe von der anderen Seite gar keinen Grund geben kann.

So, wenn der Tod schweigend einen anblickt, der alles in seine Nichtigkeit fallen lässt und so gerade, wenn er nur willig angenommen wird – so und nur so – nicht tötet, sondern selbst verwandelt, befreit in die Freiheit, die sich auf nichts mehr beruft und stützt, so aber unbedingt wird.

So könnte man noch lange fortfahren, und man müsste noch viel konkreter werden, konkret nicht in einem sich verlieren in die Einzelheiten der äußeren Welt, sondern in jener einfachen Dichte letzter und doch überall im Alltag gegebener Erfahrung, in dem der Mensch immer, mit den Sandkörnern des Strandes beschäftigt, am Rand des unendlichen Meeres des Geheimnisses wohnt.

Aus: Karl Rahner, *Schriften zur Theologie IX*, Zürich, 168 – 170.

Durch ihre Berufung und Spiritualität können gerade Maristen für solche Erfahrungen wach sein, aufmerksam und hilfreich, wo Gott sich verborgen hält, wo wir als Menschen an eine Grenze stoßen, wo wir nicht nur das Sandkorn sehen, sondern ausschauen auf das unendliche Meer und uns davon berühren lassen. Wer schon einmal länger und ohne Zeitdruck am Meeresrand entlangging, wer schon einmal länger auf das Meer hinausblickte, einfach so, der wird diese Berührung gespürt haben. Dem kann dieser Moment zum Gleichnis werden, dass unsere Erfahrung an Gott grenzt.

Sodann gilt es, diese Erfahrung zu benennen, sie zu deuten. Was berührt uns, rührt uns an? Auch dafür nehmen wir eine Auslegung von Karl Rahner über besondere Momente, Gnadenmomente, Momente, wo wir Gottes Geist, Gottes Gegenwart spüren.

Da ist einer, der mit der Rechnung seines Lebens nicht mehr zurechtkommt, der die Posten dieser Rechnung seines Lebens aus gutem Willen, Irrtümern, Schuld und Verhängnissen nicht mehr zusammenbringt, auch wenn er, was ihm oft unmöglich scheinen mag, diesen Posten Reue hinzuzufügen versucht. Die Rechnung geht nicht auf, und er weiß nicht, wie er darin Gott als Einzelposten einsetzen könnte, der Soll und Haben ausgleicht. Und dieser Mensch übergibt sich mit seiner unausgleichbaren Lebensbilanz Gott oder – ungenauer und genauer zugleich – der Hoffnung auf eine nichtkalkulierbare letzte Versöhnung seines Daseins, in welcher eben der wohnt, den wir Gott nennen ...

Da ist einer, dem geschieht, dass er verzeihen kann, obwohl er keine Lohn dafür erhält und man das schweigende Verzeihen von der anderen Seite als selbstverständlich annimmt.

Da ist einer, der Gott zu lieben versucht, obwohl aus dessen schweigender Unbegreiflichkeit keine Antwort der Liebe entgegenzukommen scheint, obwohl keine Welle einer gefühlvollen Begeisterung ihn mehr trägt, obwohl er sich und seinen Lebensdrang nicht mehr mit Gott verwechseln kann, obwohl er meint zu sterben an solcher Liebe, weil sie ihm erscheint wie der Tod und die absolute Verneinung, weil man mit solcher Liebe scheinbar ins Leere und gänzlich Unerhörte zu rufen scheint, weil diese Liebe wie ein entsetzlicher Sprung ins Bodenlose aussieht, weil alles ungreifbar und scheinbar sinnlos zu werden scheint.

Da ist einer, der seine Pflicht tut, wo man sie scheinbar nur tun kann mit dem verbrennendem Gefühl, sich wirklich selbst zu verleugnen, wo man sie scheinbar nur tun kann, indem man eine entsetzliche Dummheit tut, die einem niemand dankt.

Wo die eine und ganze Hoffnung über alle Einzelhoffnungen hinaus gegeben ist, die alle Aufschwünge, aber auch alle Abstürze noch einmal sanft in schweigender Verheißung umfängt.

Da erfahren wir, was wir Christen den Heiligen Geist Gottes nennen, da ist eine Erfahrung gemacht, die im Leben – auch wenn sie verdrängt wird – unausweichlich ist, die unserer Freiheit mit der Frage angeboten wird, ob wir sie annehmen wollen oder ob wir uns in einer Hölle der Freiheit, zu der wir uns selber verdammen, gegen sie verbarrikadieren wollen. Da ist die Mystik des Alltags, das Gottfinden in allen Dingen.

Aus: Karl Rahner, *Erfahrung des Geistes*, Freiburg, 1977, 83 – 86.

Antoine de Saint-Exupéry schreibt: „Als ich ein kleiner Knabe war, wohnte ich in einem alten Haus, und die Sage erzählte, dass darin ein Schatz versteckt sei. Gewiss es hat ihn nie jemand zu entdecken vermocht, vielleicht hat auch nie jemand gesucht. Aber er verzauberte dieses ganze Haus. Mein Haus barg ein Geheimnis auf dem Grund seines Herzens...“

Von solchem Geheimnis in unserem Lebenshaus, auf dem Grunde des Herzens, spricht das Wort von Meister Eckhart (1260 – 1327). Es ist ein Kernwort der Mystik. Für ihn wohnt Gott im Seelengrund des Menschen, und es ist die wunderbare Berufung des Menschen, in Fühlung zu kommen mit diesem Geheimnis in ihm. „Gott ist mir näher, als ich mir selber bin. Mein Dasein hängt daran, dass Gott mir nahe und gegenwärtig ist.“ So schreibt Meister Eckhart. Er sagte auch: „Gott ist in uns daheim!“; doch auch: „Wir sind in der Fremde!“

In unserem Lebenshaus halten wir uns meist im Schlafzimmer auf, weil der halbe Tag geschlafen wird. Die Küche und das Arbeitszimmer sehen uns ebenfalls sehr oft. Exerzitien – das ist auch eine Hausbegehung, so der Kapelle in unserem Innern. Dahin gehen, wo Gott in unserem Lebenshaus wohnt. Die Tür ist vielleicht nicht leicht zu finden – wir haben Zeit, wir können alle ausprobieren. Die Tür ist vielleicht verschlossen – es gibt Schlüssel. Der Raum ist vielleicht dunkel – wir können Licht machen, den verborgenen Gott zu entdecken.

„In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir“

Die *Apostelgeschichte* erzählt uns vom ‚unbekannten Gott‘. Der Missionar Paulus kannte Städte und Städter sehr gut. Tarsus war seine Geburtsstadt, in Jerusalem verfolgte er Christen und in Damaskus lebte er nach seiner Bekehrung. In Antiochia schloss er sich den Christen an. Auf seinen Missionsreisen konzentrierte er sich darauf, in den wichtigsten Städten des römischen Reiches eine christliche Hausgemeinde zu gründen oder zu stützen. Paulus kannte Religionen. Im Judentum hatte er sich als Eiferer ausgezeichnet. Dem jungen Christentum öffnete er die Weltmission. Andere Religionen und Kulte erlebte er tagtäglich auf seinen Reisen. Deren Anhänger haben ihn teils sehr zugesetzt und teils verfolgt. Er kam nach Athen. Die griechische Hauptstadt war eine der wichtigsten Städte des Reiches, vor allem kulturell. Dem Christentum fehlte hier eine Basis. Paulus begab sich direkt ins Zentrum, auf den Areopag, die ‚Fußgängerzone‘. Vor einem ‚dem unbekanntem Gott‘ geweihten Altar suchte er von diesem Glaubensverständnis zu christlichen Glauben zu führen:

Sie sollten Gott suchen, ob sie ihn ertasten und finden könnten; denn keinem von uns ist er fern. Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: wir sind von seiner Art.

Apostelgeschichte 17, 28

Unsere Liturgie hat dies in einer Präfation aufgegriffen, was ich für ganz wunderbar halte und für eine ganz wichtige Aussage über unseren Glauben und über Gottes Nähe:

In Wahrheit ist es würdig und recht, dir, Vater im Himmel, zu danken und dich mit der ganzen Schöpfung zu loben. Denn in dir leben wir, in dir bewegen wir uns und sind wir. Jeden Tag erfahren wir aufs neue das Wirken deiner Güte. Schon in diesem Leben besitzen wir den Heiligen Geist, das Unterpand ewiger Herrlichkeit.

Messbuch, Präfation für die Sonntage im Jahreskreis VI

Solche Altäre ‚Dem unbekanntem Gott‘ gab es nicht nur in Athen. Ich habe in Rom im Museum auf dem Kapitol einen gesehen. Heute gibt es sicher Menschen, die im Grunde einen ‚unbekanntem Gott‘ verehren, die vage Vorstellungen vom Glauben haben, die nicht den Schritt fassen, sich für ein Bekenntnis zu entscheiden. Als Maristen können wir daran anknüpfen und dem verborgenen Gott einen Namen geben: Der ‚Ich bin da‘ hat mich zu euch gesandt. Unsere eigenen Glaubensfragen haben hier ihren Platz. Noch in Momenten, wo uns der Glaube schwer fällt, können wir sagen: ‚In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir‘.

Verborgenheit Gottes: ein Ruf zum Umdenken, zur Umkehr und zur Sendung

Damit führt uns die Rede von der Verborgenheit Gottes zu einem doppelten Ziel, was die Frucht unserer Exerzitien angeht. Sie mahnt uns zur Umkehr, dem alten Motiv jedes Exerzitanten, hier in Form des Umdenkens, was unser Bild von Gott angeht. Und sie ermutigt uns zur Sendung, in unserem eigenen Leben und im Leben anderer zuversichtlicher und letztlich gläubiger Gott zu entdecken, der sich verborgen hält. In ihm leben wir bereits, sind wir bereits. Champagnat würde die Stelle aus dem Kolosserbrief anfügen: Christus ist das Ebenbild des unsichtbaren, des verborgenen Gottes. Er lebte Glaube konkret. Auch darin liegt seine große Christusfrömmigkeit begründet: In Jesus Christus wird Gott konkret, sichtbar.

Herr, du bist mein Gott.

Du bist überall, und doch sehe ich dich nicht.

In dir bewege ich mich und bin ich, und doch kann ich nicht zu dir kommen.

Du bist in mir und um mich, und doch: Ich fühle dich nicht.

Ich möchte dich erkennen, dich lieben und an dir mich freuen.

Wenn ich es in diesem Leben nicht erreichen kann,

so lass mich doch täglich vorankommen.

Lass hier meine Erkenntnis wachsen und dort vollendet werden.

Hier werde meine Liebe zu dir immer größer und dort vollkommen.

Hier sei meine Freude groß in der Hoffnung, dort unbegrenzt in der Wirklichkeit.

Anselm von Canterbury

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist des Gebetes: damit wir lernen, recht zu beten.

Deuteronomium, Kapitel 4, die Rede des Moses über Gott, die Begegnung mit Gott.

Kolosserbrief 1, 12 – 20, Christus – Ebenbild des unsichtbaren Gottes

Apostelgeschichte 2: Malen sie ein Pfingstbild! Der Heilige Geist ist der ‚verborgene Gott anwesend‘. Pfingsten versammelte Männer und Frauen – wie die Maristenfamilie, mit Maria in der Mitte. Der unsichtbare Gott findet sichtbare Gestalt in seinen Zeugen.

Apostelgeschichte 17, 16 – 34: Paulus in Athen

Jesaja 45, 15 – 25: ‚Wahrhaftig, Israels Gott ist ein verborgener Gott‘

Als Ordensbruder gehört zu meiner Identität das, was ich tue. Was habe ich getan? Was tue ich? Wie ist in meinem Lebenshaus das Verhältnis Werkstatt – Kapelle?

3. Jesus, unser Bruder: Die Berufung zum Bruder sein

Höher als bis zum Himmel

Von einem jüdischen Lehrer, einem Rabbi, ging die Sage, dass er jeden Morgen vor dem Frühgebet – zum Himmel aufsteige. Ein Gegner lachte darüber und legte sich vor Morgengrauen auf die Lauer. Da sah er: der Rabbi verließ, als Holzknecht verkleidet, sein Haus und ging zum Wald. Der Gegner folgte von weitem. Er sah den Rabbi Holz fällen und in Stücke hacken. Dann lud der Rabbi sich das Holz auf den Rücken und schleppte es in das Haus einer armen, kranken, alten Frau. Der Gegner spähte durch das Fenster, und er sah den Rabbi auf den Boden knien und den Ofen anzünden. Als die Leute später den Gegner fragten, was es denn nun auf sich habe mit der täglichen Himmelfahrt des Rabbi, sagte er: „Er steigt noch höher als bis zum Himmel.“

W. Hoffsümmer, *Kurzgeschichten 2*, Mainz, Grünewald, ⁵1987, S. 152.

In dieser Geschichte wird uns auf nahe gehende Weise erzählt von der Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, von jemand, der das Holz auf dem Rücken trägt, von wahrer Brüderlichkeit, und davon, dass ich mich bekehren kann. Diese Himmelfahrt gelingt durch das Verrichten einer einfachen Tätigkeit. Bruder Konrad von Parzham kommt einem in den Sinn. Doch wir brauchen nicht bei anderen Orden suchen. Ganze Generationen von Brüdern, ob bei den Patres oder den Schulbrüdern, gingen schon beim Morgengrauen los.

Jesus, unser Bruder

Alle Berufungen in der Kirche, alle Charismen von Ordensleuten führen sich letztlich auf Jesus Christus zurück. Die Konstitutionen der Maristenbrüder berufen sich ausdrücklich auf Jesus Christus als Ursprung und Vorbild (Nr. 7, 78, 79). Orden leben Christ sein bewusster und äußerlich so organisiert. Sie versuchen dies zumindest. Konkret meint dies, eine Eigenschaft Jesu besonders zu leben, zum Schwerpunkt zu machen. Die Franziskaner veranschaulichen den armen Jesus. Die Benediktiner stellen sich wie Jesus zum Gebet vor Gott. Die Krankenpflegeorden sorgen sich wie Jesus um die Kranken, die Lehrorden unterrichten wie Jesus Kleine und Große. Jesu Tun und sein Wesen formen Berufungen. Das kennen wir aus der Diskussion um die Priester. Was ist ein Priester? Er vergegenwärtigt Jesus den Hohenpriester (Hebr), er ist ein ‚alter Christus‘, ein ‚anderer Christus‘, er veranschaulicht Jesus als Vorsitzenden der gottesdienstlichen Gemeinschaft. Das Gleiche gilt für die Brüder. Auch sie sollen ein ‚alter Christus‘, ein anderer Christus in dieser Welt sein.

Zum Wesen Jesu gehört es, Bruder aller Menschen zu sein. Jesus – unser Bruder. Dazu gibt es ein eigenes Hochgebet. Ordensbrüder ahmen Jesus darin nach. Sie sind ‚alter Christus‘, da sie wie er anderen ein Bruder sind, gerade denen, die es am meisten bedürfen. Von dem her gewinnen sie ihre wesentlichen Eigenschaften, den Kern ihrer Berufung. Noch mehr als eine Ableitung von einem Tun oder dem Tragen eines Apostolatswerkes her erkennen wir die Berufung und Sendung von Brüdern, wenn wir in ihnen Jesus Christus, unseren Bruder sehen. Für die Kirche sehe ich darin ganz eindringliche Erinnerungen. Jesus unser Bruder, das ruft nach einer brüderlichen Kirche. Jesus unser Bruder, das zielt auf alle Menschen, nicht nur die mit Kirchensteuer und Taufschein. Brüder in der Kirche halten diese Erinnerung an Jesus unsern Bruder und die Vision einer brüderlichen Kirche wach.

Das ‚Hochgebet für Messen für besondere Anliegen, IV Jesus, der Bruder aller‘, fasst einige unserer Gedanken schön zusammen. Es stellt Jesus Christus als Ursprung vor, als unseren Bruder. ‚Bruder‘ verbindet uns zu der einen Familie, als Kinder Gottes. Gott handelt wie ein Vater, wie eine Mutter. Wir sollen einander Brüder sein:

Er hatte ein Herz für die Armen und Kranken, die Ausgestoßenen und Sünder.
Den Bedrängten und den Verzweifelten war er ein Bruder.
Sein Leben und seine Botschaft lehren uns, dass du für deine Kinder sorgst, wie ein guter Vater
und eine liebende Mutter.

....
Öffne unsere Augen für jede Not. Gib uns das rechte Wort, wenn Menschen Trost und Rat
suchen. Hilf uns zur rechten Tag, wo Menschen uns brauchen. Lass uns denken und handeln
nach dem Wort und Beispiel Christi.

*Die Feier der Heiligen Messe. Messbuch. Kleinausgabe. Hochgebet für Messen für besondere
Anliegen, 1995.*

Auf ein Wort: Bruder

Das Wort ‚Bruder‘ ist sehr geläufig und kommt in vielen Verwendungen vor. Alle sind bedeutsam, sagen jeweils etwas wichtiges und schönes aus. Alle seine Bedeutungen sind bedeutsam auch dafür, was ein Ordensbruder ist und lebt und macht. Bruder sein, das drückt eine Zugehörigkeit aus zur gleichen Familie oder Gruppe und damit eine Zusammengehörigkeit. Diese Zusammengehörigkeit hat zunächst eine vorgegebene Ursache, ich habe meine eigene Familie nicht selbst gewählt. Wie es unter Brüdern in einer Familie zugeht, das ist eine Frage des Wachsens. Bruder sein kann auch eine Zugehörigkeit meinen, die eine freiwillige Zusammengehörigkeit voraussetzt. In Vereinigungen von Studenten, unter Bundesbrüdern, ja, noch im Kegelclub die Kegelbrüder sind Leute, die nicht nur zum selben Verein gehören, sondern auch dazu gehören wollen. Bruder sein kommt manchmal vor, wenn jemand eine Zugehörigkeit zu uns sucht, uns als Bruder anspricht. Das kann der Pastor in der Kirche sein, dessen ‚lieber Bruder‘ ich bin, oder ein Bettler auf der Straße, der durch Zugehörigkeit Unterstützung gewinnen will. Der ‚Big Brother‘, der ‚Große Bruder‘ bildet ein anderes Extrem von Zugehörigkeit, die zur Kontrolle wird, der mich bis in die Dusche verfolgt. Manche verdienen daran.

Im 19. Jahrhundert, der Zeit, in der die Maristenfamilie geboren wurde, schallte vielfach wider vom Ruf, einander Brüder zu sein, brüderlich zu leben, eine Gemeinschaft von Brüdern zu formen. 1789 weihte sich die Französische Revolution dem Ruf: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Das Ereignis dieser Revolution und seine Folgen für Frankreich und die Kirche bestimmten die Szene, in der die Maristen auftraten. Anfang des 19. Jahrhunderts dichtete Schiller in seiner ‚Hymne an die Freude‘ die Brüder ein und meint die neuen Menschen, die sich verstehen, geeint und in Frieden miteinander leben. In der Mitte des Jahrhunderts entstand die sozialistische Bewegung um Karl Marx und Friedrich Engels. Diese Bewegung schuf sich nach und nach ihre eigenen Lieder. Sie werden heute noch gesungen. Eines beginnt mit ‚Brüder zur Sonne zur Freiheit. Brüder zum Lichte empor‘. Die Arbeiter aller Länder sollen sich bewusst sein, sie sind alle Brüder.

Bruder sein: Aktualität, Krise, Chance

Eine der ersten Fragen Gottes in der Heiligen Schrift an die Menschen lautet: ‚Wo ist dein Bruder?‘ Die Ereignisse um die Brüder Kain und Abel zeigen uns die Tragik des Menschen. ‚Wo ist dein Bruder‘ war und bleibt eine wesentliche Frage. Als Ordensleute sind uns die Mitglieder der eigenen Ordensfamilie in besonderer Weise Brüder. Wie alle Christen folgen wir dem Aufruf Jesu, alle Menschen sind uns Brüder und Schwestern. Wie alle sind wir der menschlichen Tragik anheim, dass die Brüder zu lieben nicht so leicht fällt. Gegenseitig können wir uns fragen: ‚Wo ist mein Bruder?‘ Die Kirche und die moderne Gesellschaft stehen aber auch vor dieser Frage: ‚Wo sind eure Brüder?‘ So manche moderne Gesellschaft

konnte ihre Kinder ausbilden und damit erst modern und fortschrittlich werden, weil viele Ordensbrüder dieses Lernen ermöglicht haben auch für diejenigen, die es sich so nicht hätten leisten können. Statt aber dankbare Erben zu sein schaut man heute auf Ordensschulen insofern, als sie Anlass zu Skandalen geben. Viele Einzelne spüren und zeigen sicherlich die angemessene Dankbarkeit Brüdern gegenüber, doch die Öffentlichkeit zieht Sensationen vor. Bruder sein heute, das erlebt Krise, Aktualität und Chancen.

Moderne Familien kennen das nicht mehr, viele Brüder und Schwestern. Die wenigen Kinder bekommen alles, es ist genug für jeden da. Die meisten Kinder müssen nicht mehr die Sachen des großen Bruders nachtragen oder auf den kleinen Bruder aufpassen. Sie können kaum mehr mit ihren Brüdern spielen und brauchen nicht mehr mit den anderen Brüdern zu teilen. Der Einzelne hat gewonnen, besonders in materieller Hinsicht. Doch ging auch etwas von erfahrener und selbstverständlicher Brüderlichkeit verloren.

Noch schwieriger liegt die Lage bei den meisten Brüderorden in der katholischen Kirche. Gerade sie sind vom vielbesprochenen Nachwuchsmangel betroffen. Gerade sie weisen eine Alterspyramide auf, die es fragwürdig macht, junge Leute zum Eintritt zu ermutigen. In der Familie Kirche gibt es nicht mehr viele Brüder. Auch in dieser Familie kann Brüderlichkeit verloren gehen. Alles anreden der Laien als Brüder kann dies nicht auffangen. Die Brüderberufung ist eine eigene Berufung. Ginge sie verloren, ginge Wesentliches verloren.

Deutlich kann dies werden an dem Zugang zu Jesus Christus selbst, dem Herrn der Kirche, dem ‚Anführer unseres Glaubens‘ (Hebr), der uns als Bruder vorgestellt wird. Das Wort ‚Herr‘ in der Liturgie wird von Priestern und Laien ausgetauscht für das Wort ‚Bruder‘. Unser Bruder ist Jesus, weniger unser Herr im Sinn von herrschen und beherrschen. Wie können wir diesen Zugang eröffnen, wenn uns menschlich gesprochen die Erfahrung von Bruder fehlt?

Was tun Brüder?

In der Familie helfen Brüder dem Vater oder der Mutter. Sie helfen sich gegenseitig aus, als Kinder und später als Erwachsene. Von solcher gegenseitiger Hilfe lebt eine Großfamilie. Genauso die Großfamilie Kirche. Dieser Dienst für den anderen macht Christen eigentlich aus. Von außen betrachtet imponiert am Christentum die Caritas, der Dienst für den Nächsten, die Selbstcharakterisierung als Brüder und Schwestern. In den Konstitutionen der Maristenbrüder heißt es: „Unseren Schülern zeigen wir, dass wir nicht nur ihre Erzieher sind, sondern auch ihre Brüder“ (Nr. 88).

Ordensleben am Anfang bildete sich als freier Zusammenschluss von Christen, die radikaler Gott suchen und damit leben wollten. Es handelte sich um eine Laienbewegung. Nur langsam ergab sich, dass einzelne sich weihen ließen. Im Lauf der Geschichte drehte sich das Verhältnis in den Orden wie in der Kirche: das Amt breitete sich aus. Brüder lebten in Klöstern als zweiter Stand, den Klerikern nachgeordnet. In der ‚Familie‘ Kloster halfen die Brüdern den ‚Patres‘, den Priestern. Aus diesem Grundgedanken entfalteten sich eine Reihe von Diensten, die sich verfestigten, die zur Regel, zur Vorschrift, zur Institution wurden. Sie wurden so fest, dass die Liebe hinter diesen Diensten oftmals übersehen wurde. Sie verfestigten sich bis zur Trennung, Scheidung in Kleriker und Laienbrüder. In einem großen Schritt traten Ordensbrüder aus diesem Gleis heraus, als sie selbständig wurden, durch die Entstehung reiner Brüderorden. Dienste formten sich zur Sendung, zu Apostolaten, zu Grunddiensten in der Kirche, ja in der ganzen politischen Gesellschaft. Hier denke ich vor allem an die Brüder in Krankenhäusern und in Schulen. Ordensbrüder gewannen an Eigenständigkeit. Nicht ausgeschlossen blieb, dass die Trennungen zwischen Priestern und Brüdern sich mit neuem Gesicht unter Brüdern genauso bilden konnten.

In den letzten 50 Jahren traten Entwicklungen ein, die es Ordensbrüdern in modernen westlichen Gesellschaften sehr schwer machen. Die Kirche zentrierte sich sehr auf das Tun der Priester, weg von Brüdern, Schwestern und Laien. Aufgaben wie Krankenhaus und Schule hat der Staat übernommen. Ansehen verbindet sich mit Besitz und Einfluss. In all dem hat ein Bruder einen schweren Stand. Dies ist leider unbestreitbar. Wohl gemerkt, wir sprechen hier von der modernen Gesellschaft und von der Kirche insofern, als diese weltlichen Ideen uns in der Kirche beeinflussen. Über dem darf der Grundgedanke nicht vergessen werden: Jesus ist unser Bruder. Brüder leben diese Eigenschaft Jesu in besonderer Weise aus.

Identität und Aufgabe: Bruder sein

Bruder sein hat viel mit seiner Aufgabe zu tun. Identität und Aufgabe sind eng miteinander verbunden. Die Chance liegt darin, missionarisch zu sein, die Grenze, aktivistisch. Ein Bruder ist ein Mann mit einer Sendung. Nehmen wir eine Formel von Philip Armstrong:

Ein Bruder ist ein Laie im Orden, der sich einer Gemeinschaft und durch öffentliche Gelübde Gott und der Kirche versprochen hat, um für Gott Zeuge zu sein durch sein Leben in der Welt. Was er ist wird leichter deutlich durch Beispiel als durch Erklärungen, durch das, was er lebt, als durch das, wie man ihn beschreibt. Er lebt, handelt und hat Beziehungen zu anderen ‚wie ein Bruder‘, ein Bruder für alle Menschen. In der Gemeinschaft sind Brüder gleich und frei, auf Aufgaben zu antworten, allein oder mit anderen. Seine Ausbildung, sein Beruf, seine Berufung und seine Lebensweise bezeugen Gott und setzen dieses Zeugnis in der Welt konkret um.

In diesen wenigen Sätzen steckt genug, um darüber einige Zeit der Besinnung zu verwenden. Bruder sein ist eine Berufung, die sich stark in einer Sendung ausdrückt. Das darf von anderen und vom Bruder selbst nicht so verstanden werden: solange ich etwas tun kann, bin ich ein guter Bruder. Allein die Gelübde, allein die Lebensform im Orden, allein der kleine Beitrag im großen Werk des Ordens insgesamt machen bereits den Bruder aus. Was ihn ausmacht bedarf des neuen Nachdenkens und Ausdrucks in einer Zeit, die Brüder sehr hinterfragt. Doch, nicht nur Brüder sind hinterfragt, sondern Glaube insgesamt, Kirche als Ganze, Ordensleben an sich, Tätigkeit von Ordensleuten in Einrichtungen, die meist sowieso vom Staat getragen werden. Vor diesen Rückfragen stehen auch Priester- und Schwesternorden. Und auch und vielleicht doch besonders die Bruderorden.

Champagnat charakterisierte Brüder, seine Brüder, Maristenbrüder, nicht allein von ihrer Arbeit her. Er unterstrich ihre Sendung als Glaubensboten:

‚Gott lieben, Gott bekannt machen und die Menschen dazu bewegen, Gott zu lieben. Das ist es, worum es im Leben eines Bruders geht.‘
Hl. Marzellan Champagnat

Die Großfamilie Maristen bedurfte stets der Brüder und tut dies heute noch. Bei den Patres gibt es nur wenige Provinzen, so wie die deutsche, die mit Brüdern gesegnet sind. Macht es für die Patres einen Unterschied aus, ob eine Provinz Brüder hat oder nicht? Ja, es macht einen Unterschied aus. Darüber führten wir eine lange Diskussion. Die Brüder erinnern die Priester daran, Ordensleute zu sein, nicht allein Priester. Die Versuchung ist groß, sich ganz als Priester zu verstehen. Die Ordensbrüder führen vor Augen: wir sind ein Orden, keine Gruppe von Diözesanpriestern unter einem Dach. Womit sie uns einen wesentlichen Dienst leisten. Allein ihr Dasein, allein dadurch, dass sie uns erinnern. Würde es keine Brüder geben, müsste man sozusagen welche erfinden. Darum können wir Patres dankbar sein, dass in den

Anfängen einige den Mut hatten, bei den Priestern zu verbleiben. Hätten sich alle Champagnat angeschlossen, so wären die Zweige sicherlich noch weiter auseinandergedriftet.

Die Brüder im Priesterorden erfüllten ursprünglich eine andere wichtige Funktion. Norbert Lohfink ist Jesuit und Professor für Altes Testament. Er hat vielfach über Ordensleben geschrieben, von der Heiligen Schrift her, konkret für die Jesuiten und was Orden heute ausmachen. Er ging der Rolle der Brüder bei den Jesuiten nach und weist auf eine wichtige Umkehrung in der Geschichte hin, was die Rollen der Priester und Brüder betrifft, eine Umkehrung, die menschlich und geistlich dunkle Folgen hatte. Heute, so Lohfink, verdienen die Priester die großen Gehälter und tragen die Ordensgemeinschaft wirtschaftlich. Die wenigen Brüder verrichten meist nur noch einfache Dienste im Haus. Ob gewollt oder nicht, mit dem Verdienst verbindet sich für uns allzu oft das Ansehen. Die Patres verdienen – sie erhalten ein höheres Ansehen. Das ist nach Lohfink gerade falsch, gerade eine Verkehrung der Idee beim heiligen Ignatius. Denn der heilige Ignatius wollte, dass die Patres völlig frei und unabhängig ihrer Sendung nachgehen können. Unabhängigkeit würde ihnen erlauben, ohne Rücksichtnahmen auf Reiche und Mächtige das Wort Gottes zu verkünden, ob gelegen oder ungelegen. Andererseits müssen diese freien Jünger Jesu Christi auch leben und wohnen und essen. Dies ist die Aufgabe der Brüder. Durch ihre Arbeit schaffen sie dem Orden und den Priestern Unabhängigkeit, diese Freiheit. Die Brüder verdienen den Lebensunterhalt. Die Priester profitieren davon. Aus verschiedenen Gründen hat sich dies umgekehrt. Heute verdienen die Priester, sind aber auch nicht mehr so unabhängig im Dienst des Reiches Gottes wie sie es sein könnten. Abgesehen von vielen anderen Faktoren, die zu dieser Umkehrung beigetragen haben, möchte ich auf diesen Grundgedanken hinweisen, was die Rolle und Wichtigkeit des Ordensbruders in einer Kongregation von Priestern und Brüdern angeht. Die Situation in reinen Brüderorden ist dann noch mal etwas anders.

Brüder als Diakone

Der Verfasser der *Apostelgeschichte* gibt mehrfach kurze Zusammenfassungen, um das Leben der ersten Christen zu beschreiben. Heute sagen die Exegeten, diese Zusammenfassungen sind bereits eine Mischung aus dem, wie es war, und dem, wie es sein sollte. Das Wort ‚einmütig‘ begegnet beim Lesen. Sie waren einmütig im Gebet versammelt, so wird mehrfach erzählt. Petrus und Johannes heilen den Gelähmten beim Tempel. Alle teilten miteinander, was sie hatten, und gaben den Armen. Die Sorge für die Armen war ihnen einen eigenen Dienst wert: die sieben Diakone wurden bestellt, den armen Brüdern und Schwestern zu helfen. Neuere Exegese sagt, Diakon sein umfasste eine Breite an Aufgaben. Dazu gehörten Leitung, Liturgie und eben die Caritas. Diakone zeigen in besonderer Weise die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. Diese Einheit zu leben, noch vor dem Morgengebet Holz zu hacken, führt einen höher als bis zum Himmel, wie uns die Geschichte anfangs erzählt hat. Brüder leben diesen breiten Sinn des Diakonats: Sie leiten und sie dienen. Unter den Dienstaufgaben möchte ich all diejenigen besonders hervorheben, die oft untergehen: indirekte Apostolate. Brüder in den Orden wirkten oft indirekt apostolisch, das meint, sie unterstützten mit ihrer Arbeit apostolische Aufgaben – im Hintergrund, indirekt. Brüder bewirtschafteten den Hof, damit das Internat billig geführt werden konnte. Im Internat sichtbar waren die Patres und Erzieher. Bruder sein – das macht uns aufmerksam auf die Grundleistung und Wichtigkeit jedweder Form indirekten Apostolates, verborgenen Dienstes.

Jesus ist unser Bruder. Brüder erinnern die anderen Glieder der Kirche, die anderen Berufungen daran. Und Brüder sollten für sich selbst nicht vergessen, auf welch göttlichem

Grund ihre Berufung ruht. Sie machen Jesus erfahrbar als Bruder aller Menschen. Der Kehrvers von Champagnats Lied gilt: ‚Wir brauchen Brüder.‘

*Ich bitte dich, Herr,
um die große Kraft,
diesen kleinen Tag zu bestehen,
um auf dem großen Weg zu dir
einen kleinen Schritt weiterzukommen.*

Ernst Ginsberg

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist des Trostes: Jesu Nähe lasse uns unserem Nächsten nahe sein.

Hochgebet Jesus unser Bruder: das Bild von Jesus und Bruder sein. Wie wirkt es auf mich?

Apostelgeschichte 6, 1 - 7, Die Einsetzung der Sieben als Vorbild für ‚Diakone‘

Apostelgeschichte 7, 1 – 53: Gottes Taten gehen weiter: Wie wird Gottes Wirken für sein Volk hier beschrieben? Wie könnten wir es für uns heute beschreiben?

Wie ging es mir und wie geht es mir mit meinem Bruder sein?

4. ‚Wir brauchen Brüder‘: Die Maristenbrüder

Damals und heute

Ein Rabbi lebte lange Zeit mit seiner Frau in großer Armut. Am Sabbatabend steckte die Frau die Kerzen in einen Leuchter aus Lehm, den sie selber geknetet hatte. Später wurden sie reich. An einem Sabbatabend sah der Rabbi, als er, vom Bethaus heimkehrend, die Stube betrat, wie seine Frau mit einer stolzen Freude den breitarmigen Silberleuchter betrachtete. „Dir ist jetzt hell“, sagte er, „mir ist damals hell gewesen.“

W. Hoffsummer, *Kurzgeschichten 2*, Mainz, Grünewald, ⁵1987, S. 152.

Von Jean-Claude Colin finden sich viele Aussagen, dass die einfachen, oft armen Anfänge der Maristen nicht vergessen werden sollen. Die Einfachheit habe mit dem ursprünglichen Geist zu tun, dem maristischen Geist aller Maristenzweige. Ginge die Einfachheit verloren, ginge etwas von diesem Geist verloren. Diese Geschichte vom Rabbi und seiner Frau unterstreicht es, ohne jemanden Vorwürfe zu machen. Diesen Geist der Anfänge fand der alte Colin in Gesellschaft der Brüder wieder, ob die Brüder der Hermitage oder die Brüder von La Neylière. Allerdings wissen wir auch, dass er die besondere Berufung Champagnats innerhalb der Maristenfamilie nicht richtig einzuordnen wusste. Champagnat selbst ehrte er sehr, focht aber auch manchen Unterschied in den Auffassungen aus.

Der Refrain: ‚Wir brauchen Brüder!‘

Marzellan Champagnat stimmte vor bald 200 Jahren ein Lied an, dessen Refrain lautet: ‚Wir brauchen Brüder!‘, ‚Il nous faut des frères!‘ Ja! Wir brauchen Brüder. Dieses Lied wurde weitergesungen. Viele Lebensmelodien kamen hinzu, jeder Ordensbruder singt eine neue Strophe im großen Lied. Der Refrain lautet gleich, wird wiederholt: ‚Wir brauchen Brüder‘.

Vor dem Hintergrund der Geschichte bekommt dieser Refrain, dieser Ruf einen eigenen Klang und eine eigene Herausforderung. Die Französische Revolution rief auch, ‚wir brauchen Brüder‘, rief nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Hat Champagnat an diese Formel gedacht, als er seinen Ruf anstimmte, im Priesterseminar von Lyon? Mit den anderen Gründern sprach er über eine neue Ordensgemeinschaft. Der wollte er Brüder anfügen, die Katechismus- und Schulunterricht gäben. Bewusst oder unbewusst, sie sprachen über diese Ziele in einem Land, das noch mit den Folgen der Revolution und deren Motto zu ringen hatte. Die katholische Kirche verurteilte die Französische Revolution und ihre Ideale, insbesondere weil diese sich damals kirchenzerstörerisch auswirkten. Heute, wo sich auf beiden Seiten die Emotionen gelegt haben, können wir auch als Kirche den eigentlich humanistischen Idealen zustimmen. Damals stimmte Champagnat seinen Ruf an vielleicht als Gegenruf zum Schrei der Revolutionäre. Heute können wir die Revolutionäre an das Wort von der Brüderlichkeit erinnern und daran, dass Christen, insbesondere Ordenschristen, dieses Wort, dieses Ideal immer schon wach hielten, lebten und damit der Welt vor Augen stellten.

Die Schulbrüder in der Maristenfamilie

Die neuen Konstitutionen der Maristenbrüder sprechen eingangs von der Zugehörigkeit zur Maristenfamilie (Nr. 1; 10). Der Zweig der Maristenbrüder hat darin seinen besonderen Platz, da er als erster zur Welt kam und der größte Zweig blieb. Auf der anderen Seite liegt vielleicht gerade bei den Schulbrüdern die Frage, inwieweit sie sich zur Maristenfamilie gehörig wissen und Anteil haben am gemeinsamen Geist der Anfänge, wie Colin, Champagnat und Chavoïn ihn ausformuliert haben. Die eigene Größe kann als Schattenseite die Selbstgenügsamkeit haben.

Champagnat begann am 2. Januar 1817 mit zwei Kandidaten. 1823 durfte man zum ersten Mal Gelübde ablegen. 1833 hatte Marzellin 82 Brüder um sich versammelt, die an 19 Schulen und in Ozeanien wirkten. 1836 legte er seine Gelübde als Maristenpater ab. 1839 wird Bruder François Rivat (1808 – 1884) sein Nachfolger für 280 Brüdern in 54 Kommunitäten.. 1849 gab es 800 Brüder in 142 Einrichtungen. 1854 gab es 1500 Brüder mit 40.000 Schülern. In den 1960er Jahren gab es um die 10.000 Schulbrüder in aller Welt, die von Kindergärten bis Universitäten alles unterrichteten und viele soziale Werke und Jugendarbeit unterhielten. Im Jahr 2000 zählen wir 4600 Brüder in 70 Ländern, die an ca. 700 Schulen ca. 400 000 junge Leute erreichen. Seit 1914 wirken Brüder in Deutschland. Auch und gerade die Brüder sahen in den letzten 30 Jahren einen Rückgang der Mitgliederzahlen und eine Frage an die eigene Berufung: Was ist ein Bruder?

Bereits beim Versprechen von Fourvière (1816) zählten die Schulbrüder zur Maristenfamilie, gehören also zum anfänglichen Plan. In der einen Gesellschaft Mariens hätte sich die Frage nach der Unterscheidung Schulbrüder – Laienbrüder nicht gestellt. Die Frage hat sich aber gestellt und hat sich durch die faktische Trennung in zwei Brüderzweige beantwortet. Bis zu seinem Tod hielt Champagnat an der Einheit der Maristen fest. Doch hatte er seinen Brüder bereits Freiräume und ein eigenes Profil geschaffen.

Ab 1845 gingen die Zweige eigene Wege. Die Schulbrüder profitierten davon, da sie in Frankreich und in der Südseemission ihrem Charisma und ihren Aufgaben ganz nachgehen konnten. In Ozeanien fanden sie sich vorher oft genug als Hilfskräfte der Patres wieder. Nun konnten sie tatsächlich Katechese und Schulen aufbauen. Die staatliche Anerkennung vom 20. Juni 1851 bestätigte das Mündigwerden. 1863 erhielt der Orden die kirchliche Approbation. Von Trennung sollte man nicht leichtfertig sprechen. Zwischen den Zweigen herrschte vielfach Zusammenarbeit. Schulbrüder halfen bei den Patres aus. Patres wirkten als Hausgeistliche in den Noviziaten und Schulen der Brüder und Schwestern. Die Schwestern übernahmen manche Hausarbeit für die Priester und unterstützten die Mission. Die Patres erledigten für die Schwestern Angelegenheiten bei staatlichen Behörden. Colin hat mehrere Male die Hermitage besucht, sei es zu Exerzitien, Wahlen oder einfach, weil er gerne unter Brüdern war. Chavoïn hat lange Zeit Colin geistlich gestützt und Chanel's Schwester hat ihren Bruder Mut gemacht, von seiner Missionsbegeisterung nicht zu lassen. Tatsächlich aber erwähnt der Chronist der Schulbrüder im 19. Jahrhundert, Bruder Avit, immer wieder in einem Halbsatz kurz aber markant: Dies ist wieder eines der Zeichen der Schwierigkeiten, die die Priester den Brüdern machen. Allmählich scheint etwas vom gemeinsamen Geist der Anfänge verloren gegangen zu sein. Statt sich als erwachsene Geschwister der einen Familie zu betrachten mit eigenem Haus, zog das Standesdenken ein: Priesterstand, Laienstand, Patres, Brüder, Schwestern und Laien. Ein Standesdenken aber unterstreicht die Unterschiede, während das Wort ‚Familie‘ die Gemeinsamkeiten betont. Die ersten Maristen begriffen sich als die eine Familie. In der Maristenfamilie stehe wie bei der heiligen Familie von Nazareth Jesus im Mittelpunkt. Er bildet den Schlussstein, der alle zusammenhält.

Christus, der Schlussstein

In der Baukunst gibt es die wichtige Erfindung des Schlusssteins, der den Bau zusammenhält, indem er am Scheitelpunkt die Spannung der Gewölbe auffängt. Dieser wurde von den Steinmetzen geschmückt, um seine Bedeutung zu unterstreichen. Christliche Bauleute fertigten darauf ein Bild Christi an. Damit entsprachen sie einem Wort aus dem Neuen Testament:

Ihr seid auf das Fundament der Apostel und Propheten gebaut; der Schlussstein ist Christus Jesus selbst. Durch ihn wird der ganze Bau zusammengehalten und wächst zu einem heiligen Tempel im Herrn. Durch ihn werdet auch ihr im Geist zu einer Wohnung Gottes erbaut.
Epheserbrief 2, 20 - 22

Unser Fundament sind die Apostel und Propheten. Christus hält uns zusammen im ‚geistlichen Haus‘; er selbst ist der ‚Hausgeistliche‘. Champagnat wurde als der christologische von allen Gründern bezeichnet. Ihn zeichnete eine besondere Christus-Frömmigkeit aus. Dies zeigt sich in seinem priesterlichen Dienst für die Brüder und in seinen Ansprachen. Nehmen wir einige Zitate aus seinem geistlichen Testament:

Ich lasse Sie alle mit Vertrauen in den heiligen Herzen Jesu und Marias, bis wir uns alle wieder zusammen vereinigen können in der seligen Ewigkeit. ... Ich beschwöre Sie bei der grenzenlosen Liebe Jesu Christi, niemals jemanden zu beneiden, besonders nicht jene, die ... wie Sie an der Unterweisung der Jugend arbeiten. ... Es kostet Anstrengungen, als guter Ordensmann zu leben, aber die Gnade mildert alles. Jesus und Maria werden Ihnen helfen. ... Lieben Sie einander, wie Jesus Christus Sie geliebt hat.
Champagnat, *Geistliches Testament*, 18. Mai 1840

In seiner typischen Art lenkt Marzellan uns auf das Wesentliche: Christus. In seiner konkreten Frömmigkeit spricht er vom konkreten Gott: Christus ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes (Kol). Maria, unsere Geschichte, unsere eigene Spiritualität, unsere Arbeit und Tausend andere Dinge können uns den Blick auf Christus verstellen, sehr verstellen. Nehmen wir Champagnat in diesem Anliegen an: Er verweist uns auf Christus. Im Bild des Schlusssteins können wir sagen: Marzellan hat die Grundsteine der Hermitage gelegt. Diese Geschichte kennen wir. Die Ausgrabungen füllte er mit rohen Steinen als feste Grundlage. Wer ist der grundlegende Stein jedes Baus, jedes Hauses? Christus ist der Schlussstein, der alle zusammenhält. Marzellan als der Gründer mit der bewussten Christusfrömmigkeit hat auch diesen Grundstein in der Hermitage gelegt durch sein Wirken und damit für alle seine Brüder und für alle Maristen. Maria zum Vorbild zu wählen verdeckt ihm nach gerade nicht Jesus Christus, sondern führt uns erst zu ihm hin.

Maristenbrüder: Geliebte Liebende, Jünger Champagnats

Ein ganz kursorischer Blick in die Konstitutionen der Maristenbrüder stellt diese Männer als geliebte Liebende vor, die dem Beispiel Champagnats folgen.

Der Ordensname hat mehrfach gewechselt, was nicht leichtfertig geschehen soll. Um 1824 sprach man von den ‚Kleinen Brüdern Mariens‘. Drei bedeutungsschwere Worte: ‚klein‘ – die Haltung der Demut, des ‚unbekannt und verborgen‘; ‚Brüder‘ – der Stil des Miteinander und mit den Menschen in den Apostolaten; ‚Maria‘ – die Quelle der Inspiration. Man findet auch ‚Brüder Mariens‘ (von Champagnat bevorzugt) und ‚Maristenbrüder‘. ‚Brüder Mariens von der christlichen Erziehung‘ hießen sie nach der Vereinigung mit Gemeinschaften. Das römische Dekret vom 9.1.1863 spricht von den Fratres Maristae a Scholis, den Maristenschulbrüdern. Zwei Stichwörter kamen hinzu: die Zugehörigkeit zur Maristenfamilie und das Hauptapostolat, die Schule. Champagnat selbst hatte eigentlich die Glaubenserziehung, Katechese, Volksmission und Armenfürsorge im Blick. In den letzten Jahren erschien ein alter Name neu: Maristenbrüder. Dieser fügt kein neues Kernwort an, wirkt eher, als ob andere eben weggefallen wären. Sie sind vermutlich noch mitgemeint. Was will der neue Name? Er konzentriert: Maristen – Brüder. Er weitet: Nicht mehr Schule allein – viele und andere Orte laden ein, Menschen zu begegnen, Zeugnis zu geben.

Was sagen die Konstitutionen, die Regel – besser: die Vision, die Berufung. Berufung meint: geliebt werden, sich von Gottes Liebe gefangen nehmen lassen. Und: diese Liebe weiterschenken. Geliebte Liebende seien die Brüder Champagnats – das gibt dieser Liebe, dieser Berufung konkrete Gestalt. Da steht: ‚Christus nachzufolgen wie Maria‘:

3. Die Liebe, die der Heilige Geist in unsere Herzen ausgießt, lässt uns teilhaben am Charisma Marzelliin Champagnats, und richtet all unsere Kräfte auf das eine Ziel, CHRISTUS NACHZUFOLGEN, WIE MARIA, in seinem Leben voller Liebe zum Vater und zu den Menschen. Wir streben in Gemeinschaft nach diesem Ideal.

Durch die Ablegung der Gelübde der Ehelosigkeit, der Armut und des Gehorsams verpflichten wir uns, die evangelischen Räte zu leben. Diese Verpflichtung macht uns zu Zeugen und Dienern des Reiches Gottes.

Unsere Eigenschaft als Bruder ist eine besondere Herausforderung, die Brüderlichkeit Christi allen Menschen gegenüber zu leben, besonders gegenüber der Jugend, indem wir sie selbstlos lieben.

6. Indem wir uns Brüder nennen, bekräftigen wir, dass wir zu einer Familie gehören, die in der Liebe Christi geeint ist.

92. Gott hat für jeden Menschen einen Plan der Liebe, den er durch wiederholte Anrufe enthüllt.
Maristenbrüder, *Konstitutionen*, 1986

‚So entsteht ein Bund der Liebe‘ (KS FMS, Nr. 11): Geliebte Liebende – diese Grunderfahrung zieht sich durch die ersten Nummern der Konstitutionen, wo es um das Selbstverständnis der Maristenbrüder geht. Ein von Herzen kommender Zuruf der Regel.

Champagnats Familiensinn

Viele Eigenschaften zeichneten Champagnat aus, eine davon sein Familiengeist. Dieser Familiengeist umfängt eine doppelte Ausrichtung: innerhalb des Brüderzweiges und innerhalb der Zweige der Gesellschaft Mariens. Nehmen wir einen Text zu Champagnats Ideal der Brüder als wahrer Familie:

Pater Champagnat formte aus der Gemeinschaft der ersten Brüder eine wahre Familie. Er teilte ihr Leben in La Valla und in Hermitage und setzte sich ganz für sie ein. Die Brüder ihrerseits liebten ihn wie einen Vater. Durch seine ständige Nähe und durch ihre Verbundenheit mit ihrer Guten Mutter wuchs in ihnen der Sinn für Brüderlichkeit, für Hingabe und Selbstverleugnung im Dienste für die anderen. (Konstitutionen Art. 49)

B. Tremmel FMS, *Marzelliin Champagnat. Einer, der auf Felsen baut*, Furth, 1991, S. 47

Die Konstitutionen charakterisieren das Selbstverständnis mehrfach mit diesem Wort:

6. Indem wir uns Brüder nennen, bekräftigen wir, dass wir zu einer Familie gehören, die in der Liebe Christi geeint ist. Unser Familiengeist nimm sich das Haus von Nazareth als Vorbild. Er besteht aus Liebe und Verzeihen, aus gegenseitiger Hilfe und Unterstützung, aus Selbstlosigkeit, Offenheit den anderen gegenüber und aus Freude.

Das jüngste Generalkapitel der Brüder stellte allerdings fest, dass sich manche schwer tun, Gemeinschaft als Familie, als Ort des Gesprächs und Austausches zu verstehen:

Andere Brüder können in ihren Kommunitäten ihre Gefühle nicht richtig ausdrücken und gelangen dadurch nicht zu menschlicher und geistiger Reife.

Wir wünschen mit Nachdruck Kommunitäten voller echter Menschlichkeit, die von einer Atmosphäre des Vertrauens, gesunder zwischenmenschlicher Beziehung und des Familiengeistes geprägt sind.

Wählen wir das Leben, 11. 24

Ein anderer Text führt uns zu Champagnat der sein Marist sein und das seiner Brüder als Mitgliedschaft in der einen Familie Marias, in der Gesellschaft Mariens, gesehen hat. Am Ende seines Lebens finden wir dies zusammengefasst in seinem ‚Geistlichen Testament‘:

Ich sterbe mit dem Gefühl dankbarer und respektvoller Unterwerfung unter den Generaloberen der Gesellschaft Mariens, und im tiefsten Band der Einheit mit all ihren Mitgliedern, besonders den Brüdern, die nach dem Willen der Vorsehung mir anbefohlen worden sind und die immer einen besonderen Anspruch auf meine Zuwendung hatten. ... Es ist auch mein Wunsch, liebe Brüder, dass die gleiche Liebe, die euch als Glieder des einen Leibes bindet, für die anderen Kongregationen gilt. ... Wie euer Willen vereint sein muss mit dem der Patres der Gesellschaft Mariens im Willen eines einzigen Generaloberen, so ersehne ich auch, dass ihr mit ihnen in Herz und Sinn in Maria und Jesus vereint seid. Mögen ihre Interessen eure sein. ... Möge der gleiche Geist, die gleiche Liebe euch als die Zweige der einen Familie mit der einen Mutter verbinden. Da der Generalobere der Patres auch der Generalobere der Brüder ist, muss er der Punkt der Einheit für beide sein.

Champagnat, *Geistliches Testament*, 18. Mai 1840

Ein Testament ist ein letzter Wille, ja, eine Verfügung. Wir können das ‚Geistliche Testament‘ Champagnats als seine Abschiedsrede an seine Jüngergemeinde lesen. Damit schenkt sich uns eine Parallele zu den Abschiedsreden Jesu im Johannesevangelium, die Kapitel 13 bis 17. Ein prägendes Thema der Abschiedsreden Jesu ist der Wunsch, ‚dass alle eins seien‘. Wir beziehen dieses Wort immer wieder auf das Anliegen der Ökumene. Auch die Abschiedsrede Champagnats an seine Nachfolger enthält dieses Motiv der Einheit.

Maria ist die Mutter aller Maristenzweige und damit ebenfalls ein Punkt der Einheit. Die Maristenbrüder stehen für eine große Marienfrömmigkeit. Die Konstitutionen sagen in der Nummer 15.1:

Wir erneuern unsere Ordensprofess jährlich einmal in Gemeinschaft; dies kann bei den Exerzitien, am Feste Mariä Himmelfahrt oder an einem anderen Marienfeste geschehen.

Maria aufgenommen in den Himmel mit Leib und Seele ist das Patronatsfest der Maristenschulbrüder. Maria in der Vollendung steht der ganzen Kirche als sichere Hoffnung und Ziel vor Augen, wie es das Konzil sagt:

Wie die Mutter Jesu, im Himmel schon mit Leib und Seele verherrlicht, Bild und Anfang der in der kommenden Weltzeit zu vollendenden Kirche ist, so leuchtet sie auch hier auf Erden in der Zwischenzeit bis zur Ankunft des Tages des Herrn als Zeichen der sicheren Hoffnung und des Trostes dem wandernden Gottesvolk voran.

Zweites Vatikanisches Konzil, Konstitution über die Kirche, *Lumen gentium*, Nr. 68.

Maria, geh mit deinem Orden, geh mit dem ganzen Volk Gottes mit als Wegweisung. Zum Abschluss der Exerzitien geschieht Professerneuerung, eine Unterschrift unter das Testament Champagnats, ein Nachsingen des Refrains: ‚Wir brauchen Brüder‘. Ja – wir brauchen diese Brüderlichkeit, den Blick auf Christus, den Familiengeist, den Blick auf Maria.

Schön ist es auf der Welt.

Und dass die Welt ein so großes Geheimnis ist, das macht sie ja noch viel schöner.

Es wird einem vor ihr ganz bange, und man bekommt Angst, wie vor einem Wunder. –

Aber aus dieser Angst wird schließlich herzliche Freude:

Alles ist in dir, mein Gott, und so nimm mich auch in dir auf!

Fjodor Michailowitsch Dostojewski

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist der Frömmigkeit: um eine rechte Verehrung Gottes und Marias.

Apostelgeschichte 20, 17 – 38: Abschiedsrede des Paulus an die ‚Aufseher‘ von Ephesus in Milet – ‚Testament des Lukas‘ (H.J. Venetz)

Johannes 13 - 17, Abschiedsrede Jesu

Champagnat, *Geistliches Testament*, 18. Mai 1840

Was bedeutet mir der Zweig der Brüder?

Konstitutionen der Maristenbrüder: Verweilen bei dem Wort, das anspricht.

5. Priester sein: allgemeines Priestertum und Patres

12. Ihre Berufung besteht darin, wirklich missionarisch zu sein: Sie sollen von Ort zu Ort gehen, das Wort Gottes verkünden, Versöhnung bringen, Religionsunterricht erteilen, die Kranken und Gefangenen besuchen und Werke der Barmherzigkeit tun. Sie kümmern sich um die am meisten Vernachlässigten, die Armen und um solche, die Unrecht erleiden. Sie sind bereit, diese Aufgaben überall und zu jeder Zeit zu erfüllen.

13. Geleitet vom Evangelium, von der Lehre der Kirche und von Jean-Claude Colins Erkenntnissen über Erziehung widmen sie sich allen Formen der Erziehung, besonders unter den Jungen.

14. Die Maristen sind mehr gerufen, die Kirche zu gründen, wo sie noch nicht existiert, und bestehende Gemeinschaften zu erneuern, als sich an Aktivitäten zu beteiligen an Orten, wo sie bereits über hinreichende Ressourcen verfügt. Die Gesellschaft ist dann ihrer Berufung nicht mehr treu, wenn sie derart in einzelnen Werken aufgeht, dass sie nicht mehr für dringendere Nöte, zu denen sie aufgrund ihrer Sendung gerufen ist, zur Verfügung steht.

79. Die Maristen versehen ihren Dienst entweder als Ordensleute im Laienstand oder als Priester.

Konstitutionen Gesellschaft Mariens

Allgemeines Priestertum und besonderes Priestertum

Jeder Marist hat Anteil am allgemeinen Priestertum, gehört zum königlichen und priesterlichen Volk Gottes. Daran erinnert uns das Zweite Vatikanum:

10. Christus, der Herr, als Hoherpriester aus den Menschen genommen, hat das neue Volk „zum Königreich und zu Priestern für Gott und seinen Vater gemacht“. Durch die Wiedergeburt und die Salbung mit dem Heiligen Geist werden die Getauften zu einem geistigen Bau und einem heiligen Priestertum geweiht, damit sie in allen Werken eines christlichen Menschen geistige Opfer darbringen und die Machttaten dessen verkünden, der sie aus der Finsternis in sein wunderbares Licht berufen hat. So sollen alle Jünger Christi ausharren im Gebet und gemeinsam Gott loben und sich als lebendige, heilige, Gott wohlgefällige Opfergabe darbringen; überall auf Erden sollen sie für Christus Zeugnis geben und allen, die es fordern, Rechenschaft ablegen von der Hoffnung auf das ewige Leben, die in ihnen ist.

Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich zwar dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach. Dennoch sind sie einander zugeordnet: das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil. Der Amtspriester nämlich bildet kraft seiner heiligen Gewalt, die er innehat, das priesterliche Volk heran und leitet es; er vollzieht in der Person Christi das eucharistische Opfer und bringt es im Namen des ganzen Volkes Gott dar; die Gläubigen hingegen wirken kraft ihres königlichen Priestertums an der eucharistischen Darbringung mit und üben ihr Priestertum aus im Empfang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe.

Zweites Vatikanisches Konzil, Konstitution über die Kirche, *Lumen gentium*, Nr. 10

Diese Nummer 10 der Kirchenkonstitution berührt eine Grundfrage von Kirche: was ist ein Priester, wer ist kein Priester, und: wie stehen beide zueinander. Nehmen wir zunächst den Fortschritt im Text. Vorher galt lange eine Wertung: oben stehen die Priester und unten alle die, die nicht Priester sind, die Laien. Das zog Konsequenzen nach sich, nicht zuletzt im Priesterzweig der Maristenfamilie, wo Priester und Brüder zusammenlebten. Innerhalb der Maristenfamilie spiegelte sich das Problem im Verhältnis Patreszweig – Brüderzweig. Das Konzil betont nun als erstes das allen gemeinsame und dann erst das besondere Priestertum. Und, beide sind nicht in einem oben – unten Verhältnis, sondern sind einander zugeordnet.

Dies ist ein großer Fortschritt. Ein weiterhin offenes theologisches Problem ist allerdings die genaue Bestimmung dieser Zuordnung.

Was uns interessieren soll ist die Aussage: alle haben Anteil am Priestertum Christi, alle sind wir ein priesterliches Volk, alle sind wir zu priesterlichem Leben und Wirken gerufen. Dabei ist ‚priesterlich‘ in einem weiten Sinn verstanden: ein Leben und Wirken im Dienst der Heiligung und Heilung, der Zugehörigkeit zu Christus dem Hohenpriester und ein Da sein für sein Volk. Innerhalb der Maristenfamilie repräsentiert der Zweig der Patres die priesterliche Berufung aller Maristen.

Der Zweig der Patres

Jean-Claude Colin (1790 – 1875) durchlebte ein sehr bewegtes Jahrhundert in der Geschichte Frankreichs und seiner Kirche. Am Ende können wir sagen: er wurde geprägt durch die Ereignisse der Revolution, die ihn zum Waisenkind machten, und er prägte ein Stück weit die Kirche des Landes, denn er entwickelte sich zum Gründer einer Ordensfamilie. Das durch die Wirren der Revolutionsjahre und die Verfolgung seines Vaters verängstigte Kind entschied sich für den Priesterberuf. Als Kaplan in Cerdon erlebte er Jahre der Gnade und der geistlichen Inspirationen. Unter den Maristenaspiranten übernahm er am Ende die Rolle des Gründers. Mit Champagnat und Chavoïn baute er Maristenfamilie. Von 1836 bis 1854 stand er dem Zweig der Patres und der Maristenmission in Ozeanien vor. Nach 1854 verfasste er die Ordensregel für die Schwestern und die Priester und arbeitete an den Regeln für die Laienbrüder und die Laienmaristen. Dank Pater Gabriel-Claude Mayet besitzen wir 6000 Seiten mit Aufzeichnungen der Reden und Ereignisse der Jahre als General und haben damit einen weiten Schatz seiner Ausführungen zum Marist sein. Viele seiner Worte und Ansprachen zum geistlichen Leben sind uns erhalten.

Colin entwickelte sich zum Gründer und zum Verfasser der Ordensregel. Als Generaloberer verzichtete er auf die Anfangsidee, der Obere der Priester sollte der Obere aller sein. 1836 erhielten die Priester die Erlaubnis zur Ordensgründung und Professablegung. Ozeanien, Volksmissionen, Schulen und andere Aufgaben (Arbeiterseelsorge, Wallfahrten, geistliche Begleitung, Anbetung) übten sie in Frankreich aus. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ergaben sich Gründungen in England und Nordamerika. Im 20. Jahrhundert breitete sich die Gemeinschaft in Westeuropa, Südamerika und Afrika aus. Ihre Zahl ist nicht sehr groß, mit ca. 1250 (2002) Mitgliedern, sie wirken auf allen fünf Kontinenten. Das Zweite Vatikanische Konzil erlebten sie als Bestätigung ihrer Spiritualität. Was Colin aus geistlicher Einsicht gewann, formulierte das Konzil theologisch: der Platz Marias ist in der Kirche. Colin sagte über Maria: ‚Ich war die Stütze der Kirche am Anfang, ich werde es auch am Ende sein‘. Das Konzil wollte eine neue Liebe zur Kirche wecken – wie Colin. Dieser Zweig ist eine apostolische Priesterkongregation päpstlichen Rechtes, der Brüder angehören.

Dieser Zweig schenkt der Maristenfamilie Colin, den Gründer und Oberen so vieler Maristen verschiedener Zweige. Mit Colin treffen wir auf den Vordenker, den geistlichen Schriftsteller und Lehrer, den Autor von Konstitutionen. Als geistlicher Lehrer wirkt er auch heute. Er lebte persönlich eine große Frömmigkeit, entwickelte aber auch eine Spiritualität. Maristische Spiritualität greift in vielem auf die ihm geschenkten Inspirationen zurück. Innerhalb der Maristenfamilie repräsentieren sie das Priestertum der Kirche, sie leben das Weihpriestertum und erinnern an das Gemeinsame das allgemeinen Priestertums.

Was ist ein Priester?

Priester – ein alter Christus, repräsentiert er Christus, ist er König, Priester und Prophet wie Christus? Mit diesen Formeln versuchte man vielfach den Priester an sich zu definieren. In ihnen enthält sich ein Stück Wahrheit im doppelten Sinn: es ist enthalten, aber es enthält sich auch, denn ein Priester ist noch wieder anders zu beschreiben. Die Spannung liegt in der Veränderung durch das Zweite Vatikanische Konzil. Dieses Konzil suchte zu integrieren, zusammenzuführen, das Gemeinsame und nicht das Trennende zu betonen.

Ist der Priester ein ‚alter Christus‘, ein anderer Christus, ein Christus heute? Das soll er sein. Doch schrieb ein Bischof während des Konzils: Jeder Christ ist ein ‚alter Christus‘ und nicht nur der Priester. Ein Priester muss noch etwas anderes sein. Repräsentiert der Priester Christus? So, wie es jeder Christ tun soll. Mit dem Dogmatiker Gisbert Greshake könnte man unterscheidend hinzufügen: der Priester repräsentiert Christus sakramental, in einem besonderen Sinne. Das erklärt den Unterschied zu Laien, nicht aber den zu Bischöfen. Während des Konzils geriet die Frage, wer oder was ein Priester sei, zwischen zwei Mühlsteine: Laien und Bischöfe. Was ist ein Priester? Ist er König, Priester und Prophet? Diese Formel wurde seit dem Mittelalter gebraucht, den Priester durch seine Tätigkeiten zu beschreiben. Für diese wählte man diese in der Tradition lange bezeugte Formel. Sie will sagen: Der Priester hat Leitungsverantwortung – der König; er dient der Heiligung – der Priester; er verkündet das Wort Gottes in seiner Zeit – der Prophet. Darin steckt eine dreifache Schwierigkeit. Auch Laien, Bischöfe und Ordensleute nehmen diese Aufgaben wahr. Und: ist es ein guter Weg, den Priester über seine Funktion zu beschreiben? Zudem blickt man kritisch auf den Stil der Ausübung solcher Ämter. Darum hat sich ein neues Wort gebildet: Dienstamt. Der Priester hat ein Amt, aber dieses Amt ist als Dienst zu verstehen. Tatsächlich liegt bei den Priestern Leitung, das Amt, und, sie stehen in der Nachfolge des dienenden Christus: ‚Ich bin gekommen als einer der dient, nicht einer, der sich bedienen lässt.‘

Gisbert Greshake greift den Gedanken der Repräsentation, der Stellvertretung nochmals auf. Er formuliert: der Priester repräsentiert sakramental Christus, Christus als das Haupt der Kirche. Damit hebt er auf zwei Merkmale ab. Es geht um Sakramentalität und um Leitung. Die Priesterweihe ist ein eigenes Sakrament, das den Empfänger besonders prägt. Sakramental zu handeln ist nun weit mehr als allgemein in einem Sinne zu handeln, allgemein eine Berufung wahrzunehmen. Ein Sakrament bindet mehr, stellt dafür frei, enthält die amtliche Dimension der Beauftragung durch Kirche und die Reichweite über den Einzelfall und den Moment hinaus als eine auf Dauer angelegte Sendung.

Damit kann ich nur kurz eine weite theologische Diskussion skizzieren. Für unseren Zusammenhang mag es ausreichen, das Problem zu sehen und die wichtigsten Stichwörter zu benennen. Priester gehören zur Hierarchie der Kirche. Sie haben mit Sakramentalität zu tun. Sie üben ein Dienstamt, bestimmte Aufgaben aus. Zum Tun gehört der Bezug zum Volk Gottes, zur Kirche, zu Leitung, zur Wortverkündigung und zur Heiligung. Priester stellen sich in eine enge Beziehung zu Christus, besser noch, Christus stellt sich ihnen an die Seite.

Die Frage, wer ist ein Priester, kann nicht losgelöst werden von der Betonung des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen. Auch dies hat das Konzil unterstrichen und damit eine weitere Spannung in die Beantwortung der Frage nach dem Wesen des Priestertums gelegt. Alle Christen sind kraft der Taufe dazu berufen, ein ‚anderer Christus‘ zu sein. Die erste Präfation für die Sonntage formuliert es so, im Anschluss an den ersten Petrusbrief:

Denn er hat Großes an uns getan: durch seinen Tod und seine Auferstehung hat er uns von der Sünde und von der Knechtschaft des Todes befreit und zur Herrlichkeit des neuen Lebens berufen. In ihm sind wir ein auserwähltes Geschlecht, dein heiliges Volk, dein königliches

Priestertum. So verkünden wir die Werke deiner Macht, denn du hast uns aus der Finsternis in dein wunderbares Licht gerufen.

Messbuch

Dieser schöne liturgische Text trägt mehreren biblischen Aussagen Rechnung und erinnert an ein Wort Gottes, dass alle Glaubenden als Priester bezeichnet. Solche Stellen finden wir im ersten Petrusbrief und in der Offenbarung des Johannes. So im ersten Petrusbrief:

Kommt zu ihm, dem lebendigen Stein, der von den Menschen verworfen, aber von Gott auserwählt und geehrt worden ist. Lasst euch als lebendige Steine zu einem geistigen Haus aufbauen, zu einer heiligen Priesterschaft, um durch Jesus Christus geistige Opfer darzubringen, die Gott gefallen. Denn es heißt in der Schrift: Seht her, ich lege in Zion einen auserwählten Stein, einen Eckstein, den ich in Ehren halte; wer an ihn glaubt, der geht nicht zugrunde. Euch, die ihr glaubt, gilt diese Ehre. Für jene aber, die nicht glauben, ist dieser Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein geworden, zum Stein, an den man anstößt, und zum Felsen, an dem man zu Fall kommt. Sie stoßen sich an ihm, weil sie dem Wort nicht gehorchen; doch dazu sind sie bestimmt. Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliger Stamm, ein Volk, das sein besonderes Eigentum wurde, damit ihr die großen Tagen dessen verkündet, der euch aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat. Einst wart ihr nicht sein Volk, jetzt aber seid ihr Gottes Volk; einst gab es für euch kein Erbarmen, jetzt aber habt ihr Erbarmen gefunden.

1 Petrus 2, 4 - 10

Christus – König, Priester und Prophet. Die Urkirche, das Vorbild der Kirche für die Maristen, bezeichnete Jesus auch als ‚Knecht Gottes‘, ‚heiliger Knecht‘ (Apg 3, 13. 26; 4, 27. 30). Karl Rahner schrieb über den priesterlichen Dienst als Knechtsdienst. Das heißt, Christus darstellen als Priester ist eines. Es gibt andere Erfahrungen mit Christus. Sich auf Christus berufen und König sein fällt natürlich leichter, als sich auf Christus den Knecht berufen. Maria nennen wir im ‚Engel des Herrn‘, ‚Magd des Herrn‘, ‚Knechtin Gottes‘. Als Maristen bedeutet dies etwas für unser Bild von Christus und von Priester sein. ‚Knecht Gottes, heiliger Knecht‘, wie es die *Apostelgeschichte* im Rückgriff auf eine jüdische Tradition aussagt, könnte für uns Maristen ein Schlüssel sein, wie priesterlich leben.

Brüder leben priesterlichen Dienst im Sinn des allgemeinen Priestertums

Priesterliche Berufung lebe ich im Dienst der Heiligung, der Verkündigung und der Leitung. Heiligung liegt unserem Ordensleben zu Grunde in Taufe, Gelübden und Leben in der Gemeinschaft. Damit Gott unser Leben heilen und heiligen kann. Er ist die Quelle aller Heiligkeit. So beten wir in der Messe. Der Gang zu dieser Quelle ist unverzichtbar.

Der Dienst der Verkündigung findet sich sehr stark in der Berufung der Schulbrüder. Champagnat gründete einen Schulorden. Ja, dies stimmt, und ist doch zu wenig. Champagnat zielte eigentlich mehr auf Katecheten. Unterricht, Schule – das schafft die Räume, das bindet die Kinder und Jugendlichen. Das Wirken der Schulbrüder ist ein Wirken von Missionaren, sie evangelisieren, sie geben Katechese. Das ist die Sinnspitze. Damit stünden Schulbrüder wirklich im Dienst der Verkündigung, Verkündigung des Wortes Gottes und des Glaubens der Kirche. Der Dienst der Leitung wird doppelt gelebt, im eigenen Orden und in den anvertrauten Apostolaten. Damit ist eine Verantwortung verbunden vor den Menschen, vor Gott und vor seiner Kirche, wie diese Aufgabe wahrgenommen wird. In den letzten Jahren hörten wir genug vom Missbrauch von Leitung, was Missbrauch von entgegengebrachtem Vertrauen meint. Orden anvertraute Kinder wurden sexuell missbraucht oder durch eine grobe Pädagogik für das Leben enttäuscht.

Der priesterliche Dienst, wie er aufgrund des allgemeinen Priestertums von Brüdern ausgeübt wird, befähigt zu Schritten im Aufbau von Gottes Haus. Priesterlicher Dienst ist von der Kirche beauftragter Dienst an anderen Berufungen, besonders den vielen Laienberufen. Vor jeglicher Sendung steht die Vorbereitung. Als Maristen schauen wir absichtlich auf die Jahre im Leben Jesu, über die im Evangelium nichts geschrieben steht: die Jahre, die er unbekannt und verborgen in Nazareth verbrachte. Colin lenkt unseren Blick auf diese Zeit als entscheidend: die lange und verborgene Vorbereitung rüstete ihn für die Sendung gemäß dem Willen des Vaters. ‚Er nahm zu an Weisheit und Stärke‘. Haben wir in dieser Hinsicht genügend zugenommen oder gehen wir zu früh auf Sendung? Die Beziehung zu Christus sei zuerst eine Zeit des Lebens mit IHM, des Seins bei IHM. Sind wir genügend gewachsen an Weisheit und Stärke, dann lasst uns hinausgehen wie er, sei es in die Wüste oder nach Jerusalem. Zum priesterlichem Dienst, ob im weiten oder engen Sinn, gehört ein angemessener Lebensstil, der Zeugnis (oder nicht) gibt. Als Ordensleute kennen wir diese Herausforderung. Dieser Lebensstils drängt uns, unser Leben von Gott her zu sehen, ob als Berufung in unserm Tun, als Hoffnung in unserer Trauer, als Versöhnung in unserer Schuld oder als Kraft in unserer Freude. Mit Johannes dem Täufer dürfen wir wagen: ER muss wachsen, ich aber abnehmen. Oder mit Paulus: Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir. Das ist natürlich ein sehr hohes und hehres Ziel. Doch allein schon der Eintritt in den Orden oder das Gebet bei Tisch im Restaurant weisen uns der Welt gegenüber als jemand aus, der sein Leben auf Christus ausrichtet. Priesterlicher Dienst ist auch liturgischer Dienst. Für die Mitwirkung an der Liturgie geht es um die tätige Teilnahme aller und im besonderen darum, dass jeder das und nur das an Aufgaben übernimmt, was ihm oder ihr zufällt. Liturgie erscheint als Zusammenspiel von besonderem und allgemeinen Priestertum. Priester sein beruht auf einem eigenen Sakrament. Priesterlich leben ist darum ein Leben, dass sich mit dem Empfang der Sakramente verbindet, mit der Wertschätzung der Geschenke des Lebens, der Versöhnung, der leiblichen und geistigen Nahrung, der Passage in ein Ewiges Leben.

Sakramentales Leben kann ich noch anders verstehen. Gott benützt irdische Elemente, um sie als Sakrament den Menschen zum Heil reichen zu lassen, so Wein und Brot. Priesterlich leben kann meinen, selbst solche sakramentale Materie zu sein, mich und mein Leben, meine Stärken und noch mein Versagen Gott anreichen, damit es anderen zum Heil reichen kann. Schreibt doch Paulus angesichts der Schwächen seiner Gemeinden und seiner Bekehrten:

Seht doch auf eure Berufung, Brüder! Da sind nicht viele Weise im irdischen Sinn, nicht viele Mächtige, nicht viele Vornehme, sondern das Törichte in der Welt hat Gott erwählt, um die Weisen zuschanden zu machen, und das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zuschanden zu machen. Und das Niedrige in der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt: das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten, damit kein Mensch sich rühmen kann vor Gott.

1 Korinther 1, 26 – 29

In der *Apostelgeschichte* kommen ‚Priester‘ im heutigen Sinne so nicht vor. Das Wort ‚Presbyter‘, von dem man das Wort ‚Priester‘ ableitet, meint ‚Älteste‘, wie es in der Einheitsübersetzung heißt, meint eigentlich lange im Glauben bewährte Christen. In diesem Sinn sollten alle Maristen, ob Brüder, Schwestern oder Laien, ‚Presbyter‘, ‚Priester‘ sein.

*Herr, zeige dich mir, so wie du dich dem Evangelisten Johannes gezeigt hast,
damit ich dich erkenne!*

*Wenn ich begriffen habe: Du bist der Herr, der Herr meines Lebens, wenn ich dich liebe,
wenn du mein Freund, mein Alles bist, dann kommt alles übrige in Ordnung,*

kehrt der Friede in mich ein.

Carlo Maria Martini

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist der Heiligkeit: das erste Ziel des Ordenslebens zu erstreben.

Colins gründete die Maristenfamilie, suchte aber stets den Willen Gottes zu erkennen, und schwankte zwischen dieser gemeinsamen Vision und den Schwierigkeiten in deren Umsetzung. Wie geht es uns mit dieser gemeinsamen Vision?

Lumen gentium, Nr. 10 und 11

Apostelgeschichte 3 + 4: Jesus, der ‚Knecht Gottes‘

Apostelgeschichte 8, 26 – 40: Wie komme ich zur zweiten Bekehrung?

Kenne ich Maristenpatres? Wie sehe ich diesen Zweig der Maristenfamilie?

6. Schwester sein: Maria, Schwestern und die Frauen in der Kirche

Ein Notar stellte der hl. Theresia von Avila, die als klug und schön galt, beim Kauf eines Grundstückes für ein neues Kloster die notwendigen Urkunden aus. Als er damit fertig war, fragte Theresia, was sie ihm schuldig sei. Er antwortete kurz und bündig: „Einen Kuss.“ Die Klosterfrau Theresia stand keineswegs verlegen da, sondern küsste den Notar auf der Stelle und meinte dann lachend: „So billig bin ich noch bei keinem Geschäft mit einem Notar weggekommen.“

W. Hoffsummer, *Kurzgeschichten 2*, Mainz, Grünewald, ⁵1987, S. 143.

Kirche: Zwischen Maria und Petrus

Frauen in der Kirche haben nicht immer so viel zu lachen wie die heilige Theresia es uns hier vormacht. Andererseits zeigt die Geschichte auch, dass Frauen besondere Begabungen haben und Wege finden können, mit den Männern fertig zu werden. Der Notar dachte, er wäre ganz schlau, einen Kuss zu verlangen. Am Ende lachte die heilige Frau.

Männliche Maristen wirken Seite an Seite mit Frauen, Schwestern und Laien der Maristenfamilie. Wir sollten Kirche aus der Erfahrung einer Frau heraus anschauen, aus der Erfahrung unserer Schwestern. Die katholische Kirche entwickelte eine sehr hochrangige Sprache, sobald es um Maria, Mutter und Jungfrau sein geht, und stellt diese als Vorbild hin:

63. Die selige Jungfrau ist aber durch das Geschenk und die Aufgabe der göttlichen Mutterschaft, durch die sie mit ihrem Sohn und Erlöser vereint ist, und durch ihre einzigartigen Gnaden und Gaben auch mit der Kirche auf das innigste verbunden. Die Gottesmutter ist, wie schon der heilige Ambrosius lehrte, der Typus der Kirche unter der Rücksicht des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus. Im Geheimnis der Kirche, die ja auch selbst mir Recht Mutter und Jungfrau genannt wird, ist die selige Jungfrau Maria vorangegangen, da sie in hervorragender und einzigartiger Weise das Urbild sowohl der Jungfrau wie der Mutter darstellt.

Zweites Vatikanisches Konzil, Konstitution über die Kirche, *Lumen gentium*, Nr. 63.

In der Kirchenpraxis bleibt den Frauen viel an Diensten und Aufgaben. Die Frau als Vorbild von Kirche wirkt sich aber wenig aus, sobald es um Leitung geht. Als Maristen bewahren wir die Tradition, Maria als Vorbild für Kirche zu sehen, und ringen genauso wie die Gesamtkirche darum, dies Frauen erfahrbar zu machen. Joseph Ratzinger und Hans Urs von Balthasar äußerten sich sehr treffend zu Maria und Kirche, zum Weiblichen in der Kirche. Papst Johannes Paul II. griff diese Gedanken mehrfach auf und sprach davon, in einem gewissen Sinn habe die marianische Kirche die Priorität vor der petrinischen, den sie steht für das geistliche Wesen von Kirche. Petrinische Kirche, Kirche der Männer, konzentriert sich sehr auf Strukturen, Ämter und Aufgaben. Die Seele dahinter, die kann ich besser verstehen, wenn ich das Wesen von Kirche als einer marianischen Kirche begreife:

Dem maskulinen, aktivistisch-soziologischen Ansatz von ‚Populus Dei‘ (Volk Gottes) tritt die Tatsache entgegen, dass Kirche – Ecclesia – feminin ist. Das heißt: Es öffnet sich die über das Soziologische hinausweisende Dimension des Mysteriums, in der erst der wirkliche Grund und die einheitgebende Kraft in Erscheinung tritt, worauf Kirche beruht. Kirche ist mehr als ‚Volk‘, mehr als Struktur und Aktion: In ihr lebt das Geheimnis der Mutterschaft und der bräutlichen Liebe, die die Mutterschaft ermöglicht. Kirchenfrömmigkeit, Liebe zur Kirche ist überhaupt nur möglich, wenn es dies gibt.

.....

Paulus spricht vom ‚Leib Christi‘. Kirche ist nicht Organisation, sondern Organismus Christi, sie wird durch die Vermittlung der Christologie hindurch überhaupt ‚Volk‘, und diese Vermittlung wiederum geschieht im Sakrament, in der Eucharistie, die ihrerseits Kreuz und Auferstehung als Bedingung der Möglichkeit voraussetzt.

.....

Nicht die Person ist in der Theologie auf die Sache zurückzuführen, sondern die Sache auf die Person. Eine bloß strukturelle Ekklesiologie muss Kirche zum Aktionsprogramm degenerieren. Erst durch das Marianische wird vollends auch der affektive Bereich im Glauben festgemacht. Joseph Kardinal Ratzinger – Hans Urs von Balthasar, *Maria. Kirche im Ursprung*, Einsiedeln, Johannes Verlag, 41997, J. Ratzinger, *ibid.* S. 20 – 21.

Diese grundlegenden theologischen Aussagen ziehen konkrete Folgerungen mit sich. Maria tritt nicht als Hindernis zwischen uns und unserer Christusbefolgung. Sie bildet die Brücke, sie hat als Erste ihr ‚Ja‘ gesagt, ihr ‚Mir geschehe nach deinem Wort‘. Auf das Wort, Jesus Christus selbst, die Antwort zu geben, zu glauben – das bildet eigentlich Kirche:

Verehrung aus der Ferne wäre nutzlos, wenn die Haltung Marias nicht unmittelbar auch zur Nachahmung, ja in gewissen Sinn zum Nachvollzug ermuntern würde. Hier könnte der Einwand laut werden, dass wir doch einzig Christus nachfolgen und – wie Paulus sagt – auch nachahmen sollen, und die Nachahmung einer andern Person hier störend dazwischentrate. Aber dem ist nicht so. Wenn bei Maria alles auf dem Jawort zu Gott aufruht und sich folgerichtig daraus entfaltet, so ist dieses Jawort doch nichts anderes als das vollkommene menschliche Echo auf das gottmenschliche Jawort Jesu zum Vater: ‚Siehe, ich komme, deinen Willen zu erfüllen, o Gott‘ (Hebr 10, 7), ‚ich bin vom Himmel herabgestiegen, nicht um meinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat‘ (Joh 6, 38). Das Vater Unser enthält für alle Christen die gleichen Aussagen: ‚Dein Wille geschehe‘, die Bitte, die Jesus am Ölberg sich in der Todesangst abringt. Das Zentrum des marianischen Jawortes liegt genau im Zentrum des Sohnes, aber es verschwindet darin nicht. Denn Maria hat es als erste gesprochen, um die Menschwerdung allererst mit zu ermöglichen, und ihr Jawort bleibt für uns Menschen der Kirche die zentrale und vollgültige Antwort auf die Forderungen des Herrn.

Joseph Kardinal Ratzinger – Hans Urs von Balthasar, *Maria. Kirche im Ursprung*, Einsiedeln, Johannes Verlag, 41997, H.U. von Balthasar, *ibid.* S. 106.

Maria: Der Blick nach vorne

Marianische Gruppen sind oft sehr traditionelle, traditionalistische, konservative Gruppen. Sie blicken zurück in ein Früher, vor dem II. Vatikanum. Für Maristen lenkt Maria den Blick nach vorn. Maria steht für eine kritische Utopie. Utopie ist dabei nicht das Träumen einer schönen aber unmöglichen Welt. Für Colin ist Utopie konkret, ist die Aufgabe der Maristen. Eine kritische Utopie (J. Seguy/J. Coste) geht in drei Schritten vor: Sie schaut die Gegenwart an und stellt fest, wir sind entfernt von dem, wie es sein soll. Wo finde ich einen Weg nach vorne? In der Vergangenheit wird ein Modell gesucht, das dabei oftmals idealisiert wird. Dieses ideale Modell wird für die Gegenwart aufgestellt als Ziel, um Zukunft zu gewinnen. Colin sieht die Schwierigkeiten der Kirche und die Nöte der Menschen. Wo gibt es ein Modell, dem ich folgen kann? Das Modell findet er in Maria in der Urkirche. Die Bibel und vor allem Maria von Ágreda, *Mystische Stadt Gottes*, geben diesem Modell Fleisch. Colin sagt dann: Maria hat die Kirche am Anfang gestützt. Sie wird es am Ende der Zeit wieder tun. Am Ende der Zeit wird die Kirche sein wie sie am Anfang war. Aufgabe der Maristen ist es, von diesem Punkt der Gegenwart auf dieses Ziel in der Zukunft hinzuwirken.

Worin besteht die Utopie der Maristen? Sie besteht in einer marianischen Kirche und einem marianischen Gottesvolk. Maria spielt eine doppelte Rolle: sie formt diese Kirche und dieses Volk und sie dient als Leitbild. Maria bildet die Brücke zu Gottes Barmherzigkeit und sucht Werkzeuge für diese Barmherzigkeit. Am Ende der Zeit, in einer Zeit des Drängens und

Dringens findet der Mensch sein Heil als Geschenk, weniger als Verdienst oder gewachsene Erfahrung. Wie Maria lebt und wirkt die Gesellschaft Mariens. Durch diese kleine Gesellschaft (KS SM 1872, Nr. 1), gleichsam als Sauerteig, durchwirkt Maria die ganze Kirche und das ganze Volk Gottes, alle zum Volk gerufenen, alle, die sich nicht selber ausschließen, mit ihrem Geist, um sie marianisch zu prägen. Colin sagte: Wie Maria denken, fühlen, urteilen und handeln.

Von einer marianischen Kirche zu sprechen verbleibt nicht eine weitgespannte Vision, sondern birgt konkrete und umstrittene Konsequenzen. Wir dürfen nicht vergessen: Maria war ein Laie und eine Frau. Maristen sollte es darum besonders um Laien und Frauen gehen. Das Generalkapitel der Patres hat es im Jahr 2001 in den Optionen für heute hinein formuliert. Die Maristen versprechen, im besonderen die Laien in der Kirche und die Frauen in der Kirche zu fördern. Das Generalkapitel der Maristenbrüder 2001 formulierte es so:

Wir sehen in unserer Gemeinschaft mit den Laien neue Zeichen des Lebens. Mitverantwortung und gegenseitige Hilfe in unserer Sendung werden immer häufiger. Die Gegenwart von Frauen bringt eine neue Art von Sensibilität in unsere gemeinsame Sendung.

Wählen wir das Leben, 27

Chavoïn und ihre Schwestern: Verborgenes Gutes tun

Jeanne-Marie Chavoïn lebte von 1786 bis 1858. Von den Gründern ist sie vielleicht die verborgenste. Sie trug Wesentliches in den Jahren der gemeinsamen Anfänge bei, besonders in ihrer Zusammenarbeit mit Colin. Diese Zusammenarbeit machte eine tiefe Krise durch, an der eine vielfältige Problematik in der Entwicklung der Maristenfamilie deutlich wird.

Aufgewachsen in Coutouvre, lebte sie ein sehr frommes und ein sehr soziales Leben, teils mit anderen in der Pfarrei, besonders ihrer Freundin Marie Jotillon, die wir als Mitbegründerin der Schwestern und deren erste Novizenmeisterin kennen. In Coutouvre lernte sie den Seminaristen im Praktikum und späteren Pastor Philippe Lefranc kennen, der eigentlich bis zu seinem Tod ihr geistlicher Begleiter und ihre große Stütze in den Jahren der Krise mit Colin geblieben ist. Von Lefranc stammt dieser prophetische geistliche Zuspruch: Ja, Jeanne-Marie, du wirst in einen Orden eintreten, aber dieser Orden muss erst noch gegründet werden. Pierre Colin wirkte als Kaplan in Coutouvre, bevor er nach Cerdon kam. Als ihm Jean-Claude von der Maristenfamilie erzählte, war es Pierre, der Chavoïn und Jotillon ins Gespräch brachte mit Blick auf die Gründung des Schwesternzweiges. Und tatsächlich, beide Frauen waren bereit, nach Cerdon zu kommen und entwickelten sich zu den Gründerinnen der Maristenschwestern. Chavoïn leistete weitere wichtige Beiträge für die anderen Zweige. Sie führte die Verhandlungen mit dem Generalvikar von Le Puy, ob die Gesellschaft Mariens dort entstehen könne, nachdem die Diözesen Lyon und Belley der Gründung Hindernisse in den Weg legten. Sie ermutigte die Colins, wenn wieder abschlägige Bescheide einkam. Sie vermittelte Jean-Claude Colin, dem Frühwaisen, die Erfahrung von Familie und Zuhause, denn sie lebte mit ihren kleinen Neffen mit im Pfarrhaus und führte es. Sie stützte Colin bereits in Cerdon und noch in den dunklen Jahren zwischen ihnen, an der Regel zu schreiben und die Gründung voranzubringen. Der geistliche Austausch zwischen Chavoïn und Jean-Claude Colin während dieser Jahre in Cerdon kann von uns nicht nachgezeichnet werden. Es gab ihn. Und diese Jahre bilden in der Entwicklung Colins und der maristischen Spiritualität eine entscheidende Periode, wie wir als Patres nur zu gut wissen. In Cerdon und Belley engagierte sich Chavoïn für Laien, die den Maristen nahe standen. Sie hielt Kontakt mit Champagnat in der Hermitage. Beim maristischen Aufbruch nach Ozeanien wollten die Schwestern mit dabei sein. Chavoïn sollten wir nicht unterschätzen.

1817 haben die Schwestern in Cerdon begonnen. Vom 8. Dezember 1824, der ersten Professfeier der Schwestern, bis zum Jahr 1835, der ersten eigentlichen Gründung abgesehen vom Mutterhaus, verlief die Entwicklung sehr langsam. Von 1835 bis 1843 folgten einzelne Häuser und ein Wachsen dieses Zweiges. Bis 1846 herrschte enge Zusammenarbeit und Unterstützung zwischen Colin und Chavoin, den Patres und den Schwestern. Von 1846 bis 1850 kam es zu wachsender Uneinigkeit über die Zugehörigkeit der Schwestern zur Maristenfamilie. 1845 lernte Colin in Rom, die Anerkennung als ein Orden wird von Rom nie kommen. Die einzelnen Zweige brauchten einen anderen Status. Zudem wollte Chavoin nicht genau die Rolle im Projekt einnehmen, die Colin den Schwestern zgedacht hatte. Die Laien und Patres würden an der Front wirken, wie auch die Schulbrüder. Die Schwestern aber sollten Moses auf dem Berg sein, die Hände im Gebet erheben und hoch halten, damit die anderen Maristen drunten auf dem Feld der Welt siegen könnten. Chavoin jedoch verstand ihre Schwestern als Apostel. Sie trat 1855 als Generaloberin zurück und gründete die Schwesternkommunität in Jarnosse. Dort vermochte sie endgültig das Ideal zu leben, das sie für die Schwestern als Berufung empfangen hatte. Die Maristenschwestern heute deuten deshalb Jarnosse als prophetische und gültige Gründung, um die Ursprungsberufung neu zu entdecken. Am 29. Oktober 1884 approbierte Papst Leo XIII. die Kongregation endgültig.

Jeanne Marie Chavoin war eine starke, ehrliche, einfache Frau. Wir sollten sie nicht unterschätzen. Sie hat die Anfänge mitgetragen.

Ihren Schwestern gab sie eine einfache Botschaft mit, die wesentlich christlich, zeitlos und konkret ist: Beten und Arbeiten. Das erinnert uns an das benediktinische ‚Ora et labora‘ und ist doch noch etwas anderes. Allein schon dadurch anders, dass es hier von Frauen gesagt wird und von einer apostolischen Ordensgemeinschaft.

Chavoin stellt uns Maria vor Augen als Mutter und als Missionarin. Maria hegte eine mütterliche Sorge für ihren Sohn und für ihren Adoptivsohn, Johannes. Johannes - das meint im Evangelium die Jünger, die Gemeinde der Christen. Maria hegte eine mütterliche Sorge für die Kirche. Als Maristen sagen wir nun: dies ist nicht Vergangenheit. Für Colin war Maria die Stütze der Kirche an ihrem Beginn, sie wird es wieder sein am Ende der Zeiten. Und dies Ende der Zeiten war für Colin und Chavoin ihre Zeit. In ihrer Zeit, in unserer Zeit stützt Maria genauso die Kirche wie sie es für die Urkirche getan hat.

Maristenschwestern sind Frauen in der Kirche. Sie bringen uns Männern in der Kirche diese ganz eigene Problematik nahe. Denn, wir wissen es, viele Frauen fühlen sich in der Kirche nicht zu hause, weil sie sich nicht ernst genommen finden. Sie erleben sich ausgeschlossen, aus nicht einsichtigen Gründen von zentralen Elementen wie Leitung und Priesterweihe ausgeschlossen. Dies sollten wir nicht unterschätzen.

Maristenschwestern in der eigenen Familie – wir Männer können von den Frauen lernen wie Brüder von ihren Schwestern in einer Familie. Lernen, wie sie das gemeinsame Haus, die Kirche erleben. Bei unseren Schwestern ist viel Enttäuschung und Zorn zu finden. Sie sind unsere Schwestern und ihre Erfahrung von Kirche darf uns nicht gleichgültig sein. Der Bruder darf nicht über die Schwester gestellt werden. Eltern sollen keines ihrer Kinder bevorzugen und der Eigenart des einzelnen Kindes gerecht werden.

Schwester sein

Die Maristenschwestern betrachten Colin als ihren Gründer und Chavoin als ihre Gründerin. Von den Maristenkongregationen sind sich der Zweig der Priester und der Schwestern vielleicht am nächsten. Die Spiritualität der Schwestern schöpft in vielem aus

dem Erbe Colins. Er hatte ihre ersten Konstitutionen abgefasst – diese dienten ihm wiederum als Modell für die Konstitutionen der Patres.

Was ist die Berufung der Maristenschwestern? Dazu greifen wir einige Zitate aus ihren heutigen, nachkonziliaren Konstitutionen auf (Auswahl aus den Nummern 1 - 5):

Die Kongregation Marias ist eine apostolische Ordenskongregation.

Maristenschwester sein heißt: durch Gnadenwahl berufen sein, Christus zu folgen, indem ich das Evangelium lebe wie Maria es gelebt hat, in einer Gemeinschaft, die ihren Namen trägt.

Maria, obwohl Mutter Christi und vollkommenes Bild von Kirche, lebte und wirkte in der Urkirche und unter den Aposteln dennoch wie eine einfache Glaubende. Ein solches verborgenes und gleichzeitig überaus fruchtbares Leben erschien Colin Inspiration dafür zu sein, wie die ganze Gesellschaft Mariens zu jeglicher Zeit sein sollte.

So kennzeichnet die Kongregation der Wunsch, das Geheimnis Marias in der Kirche zur täglichen Inspiration für ihr Leben und Handeln werden zu lassen.

Unser Dasein in der Kirche ist aktiv und diskret, wie das Marias.

Dem Heiligen Vater, dem Papst, treu, und aufmerksam für die Nöte der Kirche und der Welt, möchten wir mit den diözesanen Autoritäten, den Hauptamtlichen in den Pfarreien, anderen Orden und mit allen, mit denen wir arbeiten, zusammenwirken.

Die Beziehung zu Colin verdeutlicht die Textausgabe dieser neuen Konstitutionen durch den doppelten Gang: die linke Seite bietet Texte aus der Spiritualität der Gründer, besonders Colins, und die rechte Seite den Text der davon neu inspirierten Ordensregeln von heute.

Frauen in der Apostelgeschichte

Beim Betrachten der *Apostelgeschichte* könnten wir ein besonderes Augenmerk auf die Rolle der Frauen richten. Maria begegnet uns und eine Reihe anderer Frauen. In beiden Bewegungen des Buches, zur Ortsgemeinde in Jerusalem und zu den missionarischen Gemeinden, spielen Frauen eine wichtige Rolle. Maria ist mitten unter den Jüngern in Jerusalem. Colin legte diese Tatsache geistlich intensiv aus: Maria ist die Stütze der Kirche des Anfangs. Maria zieht den Heiligen Geist auf sich zu Pfingsten in Jerusalem wie damals in Nazareth. Frauen helfen Paulus, missionarische Hausgemeinden aufzubauen. In seinen Briefen erwähnt er mehrere Frauen und bezeichnet sie als Jüngerin, sogar als Apostel. Zusammenfassend muss man sagen: Sie waren da. Sie waren aktiv da. Durch ihr Dasein stützten sie Kirche. Ihr Beitrag zur wachsenden Kirche des Anfangs wird erzählt und von den anderen Aposteln sowie den urchristlichen Schriftstellern anerkannt und gewürdigt. Der Beitrag der Frauen beim Aufbau sollte nicht vergessen werden und wurde mitaufgeschrieben.

Die Urkirche ist unser einziges Vorbild, sagte Colin. In der Urkirche spielten Frauen eine wichtige Rolle. Folgen wir heute diesem Vorbild? Nicht nur was Mitarbeiten und Helfen angeht, sondern auch was Entscheidungen fällen und Leitung betrifft? Uns Maristen erinnern die Schwestern an die marianische Kirche und die Frauen in der Kirche heute. Das Generalkapitel der Patres 2001 hat eine Option für die Laien und für die Frauen in der Kirche formuliert, damit unser Orden deren Situation stärkt.

Jesus, mein einziges Ziel, Jesus, mein einziger Meister,

Jesus, mein einziges Vorbild, Jesus, mein einziger Führer,

Jesus, meine einzige Freude, Jesus, mein einziger Reichtum,

Jesus, mein einziger Freund!

Sei von jetzt an mein Alles und mein Leben; ich folge dir überall, wohin du gehst ...

Bernadette Soubirous

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist der Freiheit: nicht aus Furcht zu handeln, sondern aus Liebe.

Maria in der *Apostelgeschichte*

Apostelgeschichte 16, 11 – 34: Wie entstehen Gemeinden? Welche Bedeutung haben die Frauen?

Kenne ich Maristenschwestern? Wie sehe ich diesen Zweig der Maristenfamilie?

7. Laienmaristen: ein marianisches Gottesvolk bauen

Lebendige Steine

In einer berühmten Geschichte aus Sparta wird folgendes erzählt. Der König von Sparta hatte einmal einen anderen König bei sich zu Besuch. Bei einem Rundgang zeigte der König dem Gast alle Sehenswürdigkeiten der Stadt. Besonders stolz erzählte der König über die Stadtmauern von Sparta. Er brüstete sich, dass die Stadtmauern von Sparta unüberwindlich seien. Der königliche Gast interessierte sich für diese unüberwindlichen Stadtmauern. Aber so sehr er sich auch bemühte, er konnte überhaupt keine Stadtmauern in Sparta sehen. In Sparta gab es nämlich tatsächlich keine Stadtmauern. Nach einiger Zeit fragte der Gast den König etwas verlegen: „Verzeih mir, lieber Freund, du hast eben von unüberwindlichen Stadtmauern gesprochen. Wo sind diese Stadtmauern? Denn so sehr ich mich auch anstrengte, ich kann keine Stadtmauern hier in Sparta sehen!“ Da machte der König von Sparta eine Handbewegung und zeigte stolz auf seine Leibgarde. Dann sagte er: „Das hier sind die Mauern von Sparta! Jeder von ihnen ist ein lebendiger Stein in dieser Mauer.“

W. Hoffsummer, *Kurzgeschichten 3*, Mainz, Grünewald, 1987, S. 121.

Wir können die Stadt Gottes auf Erden anschauen. Welche ‚Mauern‘ hat sie, wenn nicht ebenfalls die lebendigen Steine der Getauften. Die Maristen leben nicht in einem monastischen oder kontemplativen Haus mit sichtbarer großer Klostermauer. Maristen gehören zu einer Bewegung, Menschen zu sammeln, damit der Sohn Gottes, wenn er wiederkommt, Glauben findet. Die Laien und darunter besonders die Laienmaristen und die Mitglieder der Champagnatfamilie sind die lebendigen Steine der Maristenfamilie und der Kirche, beim Aufbau eines marianischen Gottesvolkes.

Neuentdeckung der Laien in der Kirche und in der Maristenfamilie

Die Zeit seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sah zwei Neuentdeckungen bezüglich der Rolle der Laien in der Kirche. Dies geschah nicht in Zeiten des Priestermangels, also nicht, um durch die Laien Lücken zu füllen. Die Kirche als Ganze aber auch die Maristenfamilie haben die Bedeutung der Laien neu erkannt. Das Konzil arbeitete stark mit dem Volk-Gottes Bild von Kirche. Dieses Volk ist viel größer als die Amtsinhaber und geweihten Personen. Alle sind Kirche. Laien – das meint wörtlich, aus dem Griechischen: zum Volk gehörig. Laien – das ist das Volk, das Volk Gottes. Das Konzil sprach zudem sehr stark von der Sendung der Kirche in der Welt. Dafür aber braucht es das Volk, die Laien, die in der Welt leben.

Dieselbe Neuentdeckung geschah bei den Maristenpatres, was den Dritten Orden oder den Laienzweig in der Gesellschaft Mariens betrifft. Colin wollte die ganze Welt erreichen, allen die Botschaft von der in Maria angebotenen Barmherzigkeit Gottes verkünden, ein marianisches Gottesvolk formen, dass sich durch die Offenheit für und den Glauben an diese Barmherzigkeit auszeichnen sollte. Für die Welt, für diese Breitenwirkung dachte er an diesen Zweig der einen Familie, die Laien. Das Anwachsen des Priesterzweiges hat im Verein mit verschiedenen anderen Faktoren dazu geführt, dass auch die Maristenpatres die allgemeine Zentrierung auf die geweihten Amtsträger mitmachten und die Laien in den Hintergrund gerieten. So ging eine Vision des Anfangs verloren. Wobei man sagen muss, dass Colin es eigentlich nicht geschafft hat, sie vollständig und rund zu formulieren. Sie blieb Fragment. Die ursprüngliche, dynamische Sicht Colins von den Laien und ihrer Rolle innerhalb der Maristenfamilie können wir heute besser verstehen als Generationen von Maristen vor uns.

Der Zweig der Laien

Laienmaristen gehörten von Anfang an dazu. Diese zeitliche Priorität drückt eine inhaltliche Priorität aus. Sie sind ein wesentlicher Zweig der Maristenfamilie. Wo Maristen lebten, sprachen sie Laien an oder Laien sprachen sie an.

Die Anfänge der Maristenlaien liegen im Versprechen von Fourvière, das die Laien mit eingeschlossen hat. Schon als Colin noch Kaplan in Cerdon war, fanden sich Leute aus dieser Pfarrei, die mit den Colin-Brüdern näheren geistlichen Austausch pflegten. In Lyon fühlten sich Laien, konkret eine Gruppe von Lehrern, vom maristischen Charisma angesprochen und hielten Kontakt mit den Priestern. In Belley kümmerten sich Patres und Maristenschwestern um interessierte Laien. Pierre Colin, der Bruder des Gründers, erhielt als erster Pater die Ernennung zum Direktor dieses Zweiges. Schon vor der Anerkennung von 1836 gab es also an verschiedenen Orten Gruppen von Laien, die das Marist sein in der Welt leben wollten. Jean-Claude Colin gelang es ob seiner großen Arbeitslast während seines Generalates nicht, diesen Zweig näher zu definieren und aufzubauen. Trotzdem hielten sich verschiedene Gruppen. Davon war Colin so beeindruckt, dass er schließlich, 1845, seinen besten Mann für sie ansetzte: Peter-Julian Eymard. Dadurch geschah eine ganze Menge. Eymard führte den Dritten Orden zu einer geistlichen und zahlenmäßigen Blüte und erreichte 1850 die Anerkennung durch den Papst. Allerdings verfolgte er andere Vorstellungen als der Gründer. Colin wusste noch nicht genau, was die konkrete Berufung der Laienmaristen sei, aber er wusste so viel, die Linie Eymards war nicht die seine. Die Grundlagen waren jedoch gelegt. Nach der päpstlichen Anerkennung wurde an einem Regelwerk gearbeitet. Das half, dieser Bewegung Stabilität zu geben. Der Dritte Orden hat sich praktisch so weiterentwickelt, wie Eymard ihn aufgebaut hatte. Doch es blieb eine unbewältigtes Erbe zurück und dieses kam nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu seinem Recht. In seiner Altersphase hat Colin mit Pater Alphonse Cozon verschiedene Gespräche geführt über die Gesellschaft Mariens. Cozon leitete für einige Zeit die Ausbildung der Laienbrüder im Priesterzweig. Colin kam ihm gegenüber auch auf die Laienmaristen zu sprechen und teilte ihm die Grundzüge seiner Vision mit. Cozon hielt diese Ideen fest und reichte sie mehrmals bei der Generalleitung und bei Generalkapiteln ein. Zu seinen Lebzeiten durfte er den Erfolg seiner Bemühungen aber nicht mehr sehen. Die Maristenfamilie hat eine Sendung in dieser Zeit und Welt. Diese Sendung umfasst alle. Bevorzugtes Instrument ist darum der Zweig der Laienmaristen. Sie leben in der Welt, sie erreichen alle Menschen in allen Lebenslagen, sie sind die zahlreichste Gruppe innerhalb der Maristenfamilie. Heute können wir sagen, dass wir zumindest die Grundidee wieder entdeckt haben. Darum gibt es beim Patreszweig inzwischen eine große Vielfalt, was diesen Zweig angeht. Neben Drittordensgruppen, die der Linie Eymards folgen, gibt es ganz neue Gruppen mit ganz neuen Ideen und formen, sich zu treffen.

Nach Jeantin, dem ersten Biographen Colins, fehlte dem Gründer ein Mann auf seiner Wellenlänge in dieser Frage, um seine Ideen umzusetzen. Erst gegen Ende seines Lebens gab er die Grundlinien seiner Vision an Mitbrüder weiter. Das kam zunächst zu spät, denn die Sache war schon am Laufen. Erst der Blick auf die Laien seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil schärfte auch den Blick der Maristen für diese Vision neu. Der Dritte Orden schaut grundsätzlich nach draußen, nicht nach drinnen. Einzelne werden Marist sein immer mehr kontemplativ leben, als maristische Bewegung aber haben die Laienmaristen eine missionarische Ausrichtung. Der Dritte Orden lebt in der Welt. Das gibt ihm innerhalb der Maristenfamilie einen besonderen Platz: in der Welt, nicht in der Klausur oder im Kloster und auch nicht festgelegt durch priesterliche Aufgaben und Rollenverteilung. Der Dritte Orden ist maristisch: in der Welt, ja, aber ‚gleichsam unbekannt und verborgen‘, und der Dritte Orden

ist marianisch: wie Maria. Der Dritte Orden hat der Maristenfamilie sehr viel Gutes getan. Manche seiner Mitglieder traten in einen der Ordenszweige ein. Sie unterstützten von Anfang an die Ozeanienmission mit Gebeten und Gaben. Heute noch stützten sie maristische Ordensgemeinschaft durch ihre Freundschaft, ihr Wohlwollen. Verwandte von Schwestern, Brüdern und Priestern traten dem Dritten Orden bei. So bildete sich Maristenfamilie um den Dritten Orden. Er hält Familiengeist wach.

Dargestellt sind die Laienmaristen, insofern sie mit den Patres und Schwestern in näherem Kontakt stehen. Bei den Maristenbrüdern gibt es noch einen neuen Zweig, die Champagnat-Bewegung der Maristenfamilie, wobei beide Begriffe eng auf die Brüder bezogen sind. In den 1970er Jahren gab es auf Kongressen ehemaliger Schüler Wünsche nach mehr spiritueller Verbundenheit. Das Generalkapitel der Brüder von 1985 eröffnete diese Beziehung mit einem Namen und einer Struktur. Über die Arbeit in den Schulen, die Bekanntschaft mit den Brüdern, die Weiterführung von Aufgaben der Brüder wurden Männer und Frauen hingeführt zu Champagnat, seinem Beispiel und seinem Werk. Damit vertraut gemacht, übernehmen sie Direktorenstellen und andere Funktionen, die bislang von Brüdern gehalten wurden. Die Brüder ziehen zu anderen Diensten weiter oder es gibt schlicht nicht mehr die jungen Brüder, die nachrücken könnten. So führte eine Not zur Neuentdeckung der Laien.

Für Maristenbrüder klingt beim Wort ‚Laien‘ ein dreifaches mit. Als Ordensbrüder sind sie Laien. In ihren Apostolaten arbeiten sie in besonderer Weise und immens vielfach mit Laien eng zusammen. Die Konstitutionen sagen, der Stand der Brüder ist der von ‚Gottgeweihten in einem Laieninstitut‘ (KS FSM 61.3; vgl. Nr. 1, Nr. 40). Eine zweite Dimension sind die Laien als Objekt der Apostolate, die Jugend und die Erwachsenen, denen Unterricht und Katechese erteilt wird (KS FMS 80; 88). Die dritte Dimension liegt in der Zusammenarbeit mit Laien und im Teilnehmen lassen an der Spiritualität des Instituts (KS FMS 80; 88). Diese Sicht und Orientierung dürfte gewachsen sein und wird noch wachsen. Sie birgt Zukunft.

Das Generalkapitel der Maristenbrüder von 2001 formuliert eine sehr starke Option für die Laien in der Welt und in der Kirche und für die Zusammenarbeit mit den Laien. Aus den Beschlüssen sei nur wenig zitiert:

Wir merken wie bereichernd es ist für Brüder und Laien, wenn sie die Reise ihres Lebens gemeinsam machen. Wir erfahren den Reichtum gegenseitiger Unterstützung und die Wirkung des maristischen Charismas, das in unseren verschiedenen Berufungen in der Kirche zum Ausdruck kommt.

Erfahrungsbereiche sollen gefördert werden, die verlangen, unsere Sendung, unsere Spiritualität und unser Leben mit den Laien zu teilen.

Wählen wir das Leben, 26; vgl. Ebd., Nr. 28 – 31; 44; 47

Die Bilder der Bewegung

Die Laienmaristen tragen Maria in die Welt hinein, die Welt der Familie und des Alltags, von Kirche und Beruf. Durch sie kann Maria ihre Hände weit ausstrecken, Menschen willkommen zu heißen. Mehrere Bilder fassen diese Bewegung, diese Ausrichtung, diesen Wunsch zum Nächsten. Die Maristenfamilie wurde geschaut als ‚Baum mit vielen Zweigen‘, und davon sind die Laien ein sehr wichtiger Zweig. Ein Zweig, der wächst, der den Winter kennt, der Blüten und Früchte trägt. Dieses Bild unterstreicht die enge Beziehung innerhalb der Maristen. Eymard, Marie Elisabeth Blot und andere nannten sie auch die kleine Barke oder das kleine Segelschiff auf dem Meer der Zeit, das sicher durch alle Stürme und hochgehenden Wogen bringt. Dieses Schiff kennt Seenot und kennt einen Hafen. Darauf läuft es zu. Unterstrichen wird der Weg durch die Welt. In vielfacher Hinsicht galten die Laien den Maristen ‚wie eine Brücke‘. Laien verbinden, vermitteln, stiften Beziehung. Sie verbinden

Orden und Laien, Kirche und Welt, die maristische Spiritualität mit Menschen, die geistlich auf der Suche sind. Letztlich schaffen sie durch ihre Person und ihr Leben eine Brücke, sind Zeugen und Zeugnis, durch die Gott Menschen erreichen kann. Die Schutzmantelmadonna gehört zu den traditionellen Bildern für Maria. Maristenlaien gilt dieses Bild als besonders ausdrucksstark, denn es drückt den Wunsch Marias aus, Menschen zu sammeln, zu schützen, zu bergen, eine Gemeinschaft mit einer Geisteshaltung zu stiften. Colin gebrauchte dieses Bild. Der Mantel Marias bedeckt die ganze weite Welt. So wie Colin einmal formulierte: ‚Die ganze Welt soll maristisch werden‘. Das meint, allen ist die Haltung Marias angeboten, als Weg zu Gott. Die Maristen legen dies sich und anderen ans Herz.

Alle wurden vom Heiligen Geist erfüllt

Die *Apostelgeschichte* spricht von den Christen, von den Anhängern des neuen Weges, von Männern und Frauen, nicht so sehr unterschieden nach Ständen mit einem ‚oben‘ und ‚unten‘, sondern nach Charismen, Diensten, nach dem Beitrag zum ‚Wachsen‘ des Wortes.

Im Pfingstbericht lesen wir dies sehr deutlich. Allen, die sich glaubend und betend versammelt hatten, mit Maria in der Mitte und als Mitte, wurde der Heilige Geist geschenkt. Maria im Neuen Testament zieht bei ihrer ersten Erwähnung, der Verkündigung, und bei ihrer letzten Erwähnung, Pfingsten, den Heiligen Geist auf sich, vom Himmel zur Erde, vom Geheimnis der Dreifaltigkeit in das Geheimnis der inneren Person des Menschen:

Als der Pfingsttag gekommen war, befanden sich alle am gleichen Ort. Da kam plötzlich vom Himmel her ein Brausen, wie wenn ein heftiger Sturm daherfährt, und erfüllte das ganze Haus, in dem sie waren. Und es erschienen ihnen Zungen wie von Feuer, die sich verteilten; auf jeden von ihnen ließ sich eine nieder. Alle wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt und begannen, in fremden Sprachen zu reden, wie es der Geist ihnen eingab.

Apostelgeschichte 2, 1 - 4

Die Petrus-Rede, ein Zeugnis und zugleich eine Missionsrede, beruft sich für die Auslegung auf den Propheten Joel (3, 1 – 5):

So spricht Gott: Ich werde meinen Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure jungen Männer werden Visionen haben, und eure Alten werden Träume haben.

Hier wird nicht nach Amt und Würden gefragt. Allen wird der Geist geschenkt. Von Propheten, Visionen und Träumen wird gesprochen. Das lädt ein zum Hören. Zum Hören auf die Söhne und Töchter heute, auf die jungen Männer heute, auf die Alten heute, auf ihre Worte, Visionen und Träume. Was will uns Gott durch die Menschen dieser Welt sagen, durch ihr Suchen und ihre Fragen? Die Laien sprechen. Als Ordensleute können wir hören, was hier tiefer gemeint und gesagt wird. Da legen wir das Ohr an den Puls der Zeit.

Wie organisiere ich einen katechetischen Kongress mit ganz vielen verschiedenen Menschen? In Freiburg nahm ich vor vielen Jahren an so einem Kongress teil. Der Kongress hatte einen einfachen, nahe gehenden roten Faden: ‚Erzähle mir deine Geschichte‘. Dies haben wir getan. Wer interessiert sich sonst für meine ureigene, ganz persönliche Geschichte? Genial an diesem Programm bleibt, eine ganze theologische und eben katechetische Richtung, mystagogische und biographische Ansätze, auf diese einfache und anwendbare, menschnahe und Menschen nahe gehende Formel gebracht zu haben. Mit dem Wort aus der *Apostelgeschichte* können wir sagen: Erzähle mir deine Geschichte, deine Visionen und Träume. Und lass uns betend hinhören, wo der Geist spricht, der allen geschenkt ist.

Nach dem Amoklauf in Erfurt vom April 2002 hörte ich ein Gespräch darüber im Radio – wie man das zu so einem Anlass vielfach hören kann. Ein Gewaltforscher brachte das tiefer liegende Problem für einen Menschen, der wie dieser Amokläufer mit Gewalt vorgeht, auf folgende drei Ansätze. Als Mensch möchte ich Anerkennung finden. Ob ich Anerkennung finde oder nicht wirkt sich direkt auf mein Sozialverhalten aus. Werde ich anerkannt, so fällt es mir leichter, auch meinerseits andere anzuerkennen. Finde ich keine Anerkennung, verweigere ich sie anderen. Wie finde ich Anerkennung? Für Jugendliche gibt es vier wichtige Hinweise: als Person, durch Leistung, durch mein Äußeres, oder durch Gewalt. Der sinnvollste Hinweg ist der, dass ich als Person, so wie ich bin, geschätzt werde. Erfahre ich dies nicht, versuche ich über meine Leistung oder über mein äußeres Erscheinungsbild Anerkennung zu finden. Gelingt dies alles nicht, so verschaffe ich mir Berühmtheit mit Gewalt. ‚Erzähle mir deine Geschichte‘ – Ich will dich hören. So rückt die Person, der andere, wie er oder sie ist, in die Mitte, und welchen Plan der Liebe Gott mit ihm oder ihr hat.

Laienmaristen und die Brüder lenken unseren Blick auf die Welt. Die Pastoralkonstitution des Konzils hat diesen Blick mit den berühmt gewordenen Worten formuliert:

Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände. Ist doch ihre eigene Gemeinschaft aus Menschen gebildet, die, in Christus geeint, vom Heiligen Geist auf ihrer Pilgerschaft zum Reich des Vaters geleitet werden und eine Heilsbotschaft empfangen haben, die allen auszurichten ist. Darum erfährt diese Gemeinschaft sich mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden.

Zweites Vatikanisches Konzil, Die Kirche in der Welt von heute, *Gaudium et Spes*, Nr. 1

Laien und Brüder bauen der Maristenfamilie diese Brücke zur Welt, erinnern uns, wir leben darin, nicht getrennt davon. Die Freuden und Sorgen der Menschen – wir teilen sie. Darin folgen wir einem der ersten Gedanken der ersten Maristen: sich der dringendsten Nöte der Menschen annehmen. Diese soziale und unter Umständen politisch Dimension des Marist seins kam in den ersten Jahrzehnten mehr vor, als der die Patres heute sie leben. Vielfach handeln wir zurückgezogen von den großen Fragen der sozialen und wirtschaftlichen Gerechtigkeit, eher Ungerechtigkeit, der großen Wanderungs- und Flüchtlingsbewegungen, der internen gesellschaftlichen Spannungen. Gott ist Mensch geworden in der Welt. Christentum hat mit Welt zu tun. In der Maristenfamilie betonen die Laien und Brüder den Weltauftrag. Der Weltauftrag gilt für alle Maristen.

Die Laienmaristen machen uns noch in anderer Beziehung Mut. Die Heilige Schrift sehen Exegeten geprägt vom Schema Verheißung – Erfüllung, dargestellt in Altem und Neuem Testament, der Ankündigung Christi und seines Kommens, als die Zeit erfüllt war, geboren von einer Frau. Verheißung und Erfüllung – dazwischen vermag lange Zeit zu liegen. Colin hinterließ Cozon seine Inspirationen zu den Laien. Der Dritte Orden hat sich anders entwickelt. Doch blieben die Inspirationen aufbewahrt in Cozons Postulatum. Weder Colin noch Cozon durften die Erfüllung sehen, erst wir ahnen etwas von der Dynamik eines marianischen Gottesvolkes. So könnte es heute unser Auftrag sein, die maristische Idee zu bewahren, über lange Zeit – bis andere Männer und Frauen sie neu aufgreifen – weil wir sie aufbewahrt und weitergegeben haben, besonders an die Laien.

*Jesus Christus, mein Erlöser und Gott,
du kennst mich besser, als ich mich kenne.
Du hast mich gerufen. Du weißt warum.*

*Es war oft ein seltener Weg, den du mich gehen ließest und führtest,
für mich bleibt er ein Geheimnis.
Aber ich vertraue deinem Herzen mehr als meiner kleinen menschlichen Einsicht.*

Karl Leisner

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist der Liebe: Gott zu lieben und unseren Nächsten wie mich selbst.

Die ersten Gemeinden bildeten sich aus Laien. Betrachte unter diesem Aspekt wichtige Abschnitte der *Apostelgeschichte*.

Was sagen meine Konstitutionen über die Laienmaristen?

Kenne ich Laienmaristen? Wie sehe ich diesen Zweig der Maristenfamilie?

Wem kann ich meine urpersönliche Geschichte erzählen?

Welches Bild für die Maristenlaien spricht mich persönlich an?

8. Maristenmissionsschwestern: Maristische Berufung ist missionarisch

In einem islamischen Dorf wurde eine kleine Gruppe christlich. Sie wurden sofort aus der Gemeinde ausgeschlossen. Die Männer durften nicht mehr in der Runde sitzen und die Wasserpfeife rauchen, die Frauen durften am Dorfbrunnen kein Wasser mehr holen. Die neuen Christen gruben sich daraufhin selber einen Brunnen. Nach einiger Zeit versiegte der Dorfbrunnen. Nun luden die Christen ihre ehemaligen Glaubensbrüder ein, an ihrem Brunnen Wasser zu holen, An ihren Häusern brachten sie kleine Schilder an, auf denen zu lesen war: „Hier wohnen Christen...“ Jeder sollte wissen, dass er in einem christlichen Haus Hilfe finden kann.

W. Hoffsümmer, *Kurzgeschichten 2*, Mainz, Grünewald, ⁵1987, S. 68.

Christentum gibt es kaum mehr als bestimmende Kraft in einer Gesellschaft. Die meisten Christen finden sich heute in irgendeiner Form als Minderheit in einer andersgläubigen oder einer nichtgläubigen Umgebung. Diese Situation erfordert etwas Erfindungsgabe und bietet ganz neue Chancen zur Mission, wie die kleine Geschichte es erzählt.

Grundauftrag der Christen: Die Sendung des Sohnes weiterführen

Mit den Maristenmissionsschwestern kommen wir zu einem Zweig der Maristenfamilie, der allen anderen eine Grundbotschaft in Erinnerung ruft: wie die ganze Kirche, so sind auch alle Maristen missionarisch. Wir bedürfen dieser Erinnerung.

Das Zweite Vatikanische Konzil markiert in der katholischen Kirche eine Wende in der Sicht von Mission. Vielfach ging es darum, die katholische Kirche zu vergrößern, in aller Welt katholische Kirchen zu bauen – möglichst noch vor den Protestanten. Die Mission in Ozeanien, das Missionsgebiet der Maristen, ist ein Beispiel dafür. Das Konzil hebt ganz anders an. Gott gießt seine Güte aus durch seinen Sohn im Heiligen Geist. ‚Sendung‘ ist Sendung Christi, den Auftrag seines Vaters zu erfüllen. Gott selbst begleitet diese Sendung und will bei den Menschen ankommen. Kirche ist nur ein Werkzeug Gottes, hat ihre Berechtigung und ihren Auftrag nicht aus sich selbst, sondern aus diesem göttlichen Geschehen. Menschen suchen Gott und sind bereit, Gott zu begegnen. Eine ungefähre Ausrichtung auf Gott bleibt unvollkommen. Fülle entsteht in der vollen Offenbarung Gottes, in der Erleuchtung und Heilung, dem Kennen des Willen Gottes und dem Überwinden all dessen, was mich abhält, Gott bei mir ganz wirklich werden zu lassen. Darum bedarf es der Mission, der Verdeutlichung dessen, was viele eben nur vage spüren oder glauben. In Christus ist diese Fülle angeboten. Sie zu erfahren ist nicht bloße Innerlichkeit, sondern konkrete Erfahrung und Gestaltung von Leben und Umwelt. Mission meint diesen Schritt, innerlich und äußerlich, Gott wirklich werden zu lassen.

Maristen haben, wie die ganze Kirche, diese Mission als Grundauftrag: die Sendung des Sohnes, Jesu Christi, weiterführen, seine Hände und Füße, sein Mund und sein Herz zu sein.

Manchmal hört man die Frage: haben die Maristen die Missionsaufgabe nur übernommen, um die kirchliche Anerkennung zu erhalten? Waren Colin, Champagnat und die anderen Gründer Opportunisten? Ist die Auslandsmission eine Aufgabe, die nicht ursprünglich maristisch war? Den Sachverhalt können wir seit der Arbeit von Donal Kerr besser verstehen. Unsere Gründer waren keine Opportunisten. Die missionarische Dimension gehörte von Anfang an zur maristischen Berufung. Kurz zusammengefasst sehen wir, dass bereits vor 1836 die maristische Sendung in einem weiten, weltweiten und damit missionarischen Horizont gesehen wurde. Das Versprechen von Fourvière, 1816, sagt aus, die künftigen Maristen werden ‚an jede Küste der Welt‘ ziehen. Das *Summarium*, eine Rom vorgelegte

Zusammenfassung der ersten Ordensregel durch Colin, spricht ebenfalls von Aufgaben über Diözesan- und Landesgrenzen hinaus. Champagnat wollte vor 1835 Brüder nach Nordamerika schicken, damals Missionsgebiet. Er hätte sich nicht als Freiwilliger gemeldet, wäre Mission nie im Gespräch gewesen. Maristenanwärter wie Chanel, Bret und Bataillon wollten Missionare werden, ursprünglich in Nordamerika, durch die Maristen kamen sie an das andere Ende der Welt. Ihnen muss gesagt worden sein, dass auch als Marist dies geschehen kann. Darum, schon lange vor 1836 dachte man über Mission nach. Stärker gesprochen wurde von der Volksmission und Volksmissionen wurden gehalten. Das hatte mit den ersten Möglichkeiten für diese Weltpriester zu tun. Mit der kirchlichen Anerkennung des Priesterzweiges konnten sie tatsächlich in die Auslandsmission gehen. Und taten dies auch.

Unsere Pioniere

Die SMSM sprechen von ‚unseren Pionierinnen‘. Sie meinen damit Perroton und die anderen ersten Frauen, Mitglieder des Dritten Ordens in Lyon, die 1845 bzw. 1857 nach Ozeanien aufgebrochen sind und praktisch den Grundstein der heutigen SMSM legten. Ich dehne dieses Wort aus: diese tapferen Frauen, die sich ganz Gott und den Menschen gaben, sind Pioniere für uns alle, nicht nur für die SMSM.

Françoise Perroton wurde am 7. Februar 1796 in Lyon, Frankreich, geboren. Sie lebte allein, wirkte als Privatlehrerin in einer Familie. 1810 begann Pauline Jaricot (1799 – 1862) in Lyon mit ihrem Werk zur Unterstützung der Auswärtigen Missionen. Perroton schloss sich den Förderern an und leitete um 1820 eine der Gruppen aus jeweils zehn Mitgliedern, die monatlich einen kleinen Beitrag spendeten. 1837 erreichten die ersten Maristenmissionare Ozeanien. 1842 schrieben zwei Frauen von Wallis, wo Pater Bataillon und Bruder Joseph Lucy wirkten, an die Christinnen in Lyon einen Brief:

Wir erhielten bereits viele Beweise eurer tätigen Nächstenliebe. Wir haben eine weitere Bitte: Wenn ihr uns liebt, dann sendet uns bitte einige fromme Frauen, die die Frauen von Wallis im Glauben unterweisen können.
Brief vom 10. November 1842

Mit ‚frommen Frauen‘ meinten sie eigentlich Ordensfrauen. Wie haben die Christinnen in Lyon reagiert? Der Brief war in der Missionszeitschrift *Annales de la Propagation de la Foi* veröffentlicht worden. Françoise hat ihn sehr wahrscheinlich gelesen. Sie empfand jedenfalls den Ruf, als Frau zu den Frauen in diesem neuen Missionsgebiet der Kirche zu gehen. 1845 konnte sie auf einem Schiff mitfahren, dessen Kapitän Mitglied im Dritten Orden Mariens war und das Hilfsgüter für die Missionare transportierte. Mit an Bord war eine neue Gruppe von Maristenmissionaren. Die Reise dauerte elf Monate. Von 1846 bis 1854 lebte Françoise allein auf Wallis. Dann erst kamen andere Frauen nach, die ‚Pioniere‘ der SMSM.

Perroton verließ Frankreich ohne Geld und Vorbereitung. Sie hatte mit dem Provinzial der Patres, Eymard, gesprochen, nicht aber mit Colin, denn dieser hätte die Reise wohl verboten. Um 1845 erlebte Colin in Verbindung mit Ozeanien nur Probleme. Später lobte er in einem Brief Perrotons Kühnheit und ihren missionarischen Einsatz, ihre Opferbereitschaft und das Gute, das sie für die Mission tat.

Die Frauen Ozeaniens gaben selbst die Antwort auf das Leben und Zeugnis der Maristenmissionare, zuerst der Patres und Brüder, danach von Perroton und den anderen Schwestern. Nach fünf Jahren Erfahrung mit Christen schrieben sie jenen berühmten Brief nach Lyon, Frauen möchten zu ihnen kommen. Nach zwanzig Jahren Erfahrung mit Christen, Priestern, Brüdern, Schwestern – eben den ersten SMSM, schrieb Sara, Futuna:

Seit die Schwestern zu uns kamen haben wir sie und ihr gutes Benehmen sorgfältig beobachtet. Wir sagten uns: dies ist etwas Ausgezeichnetes. Und ich entschloss mich, sie nachzuahmen. ... In meinem Herzen hatte ich das ehrliche Verlangen, so wie sie zu werden in ihrem Gehorsam Gott gegenüber. ... Ich möchte euch wissen lassen, dass ich wirklich das herausragende Leben der Schwestern erfahren durfte. ... Ich möchte euch sagen, dass es nunmehr nur mehr eines gibt, nämlich wahrhaft für Gott zu leben. ...

Sara, Futuna, an Schwester M.M. du Cœur de Jésus (Lyon), 3. September 1865

So können wir diese einfache, schlichte, schöne Glaubensgeschichte zusammenfassen. Frauen aus Ozeanien möchten Schwestern erleben. Diese Schwestern gibt es noch gar nicht. Eine Frau und später andere antworten auf diesen Ruf und werden Schwestern, sind den Frauen Ozeaniens Schwestern. Diese Mitglieder einer sehr jungen Kirche hatten die Christinnen einer alten Kirche angefragt nach einem Lebenszeugnis. Die Pionierinnen haben diese Antwort des Lebens gegeben. Ihr Beispiel wurde beobachtet. Und hat überzeugt. Diese Erfahrung sollten wir nicht unterschätzen, sie gilt auch heute. Das Da sein, das Zeugnis des eigenen Lebens, des Alltags, des mit den Menschen seins, wird beobachtet. Und so mancher und so manche kommen darüber in ihrem Herzen zu Gott zurück.

Zu Perroton können wir sagen: Ihr Leben ist ihr Zeugnis. Dieses Zeugnis umfasst eine sehr große Liebe zu Maria, zur Gesellschaft Mariens, eine totale Hingabe an Gott und die Menschen, ein besonderer Einsatz für die Glaubensverkündigung und die Frauen. Sie hat Frankreich ganz aufgegeben. Sie sah ihre Heimat nie wieder. Waren die Lebensumstände für die Männer dramatisch, von der Seereise bis zum Leben auf den Inseln, so war dies für eine Frau erst recht so. Die Pionierinnen haben dies alles auf sich genommen. Ihr Mut, ja Wagemut, ging einher mit sehr viel Takt und Feingefühl den Menschen gegenüber, mit denen sie lebte. Ihr Wagemut Gott gegenüber ging einher mit sehr viel Danksagung – ihr typisches Gebet vor Gott war der Dank.

Perroton reiste relativ alt, mit 49 Jahren, in die Südsee. Sie folgte anderen alten Frauen, wie Sarah und Hannah in der Bibel. Auch alten Menschen ist immer noch eine Sendung beschert, eine Wahrnehmung von Gottes Willen. Es muss nicht immer Ozeanien sein wie bei Françoise, es kann auch der Gang zum Tempel sein wie bei Simeon und Hanna.

Während Perroton auf Wallis lebte, entschied Colin, keine Priester mehr auszusenden. Tatsächlich lief 1849 die vorerst letzte Gruppe von Missionaren aus, die letzte in seiner Zeit als General. 1854 trat er zurück. Der neue General, Julien Favre, schickte 1855 wieder Priester aus. Diese Zwischenzeit hat Perroton ausgehalten, zusammen mit den Maristen, die bereits auf den Inseln lebten und litten. 1857 erlaubte Favre, der neue General der Patres, dass auch Frauen nach Ozeanien gehen können. Damit erhielten die Frauen offizielle Unterstützung vor Ort und in der Heimat. Nach 1845 kamen nun, 1857 bis 1860, weitere Maristinnen nach Ozeanien. 1860 gab es den TOMMO – der Dritte Orden der Ozeanienmission, um die Pionierinnen als Ordensfrauen zu sammeln. Im selben Jahr verließ Suzanne Aubert Lyon. Sie hatte Bischof Pompallier predigen gehört und wollte sich den Missionaren anschließen. Da es sie aber nach Neuseeland verschlug, konnte sie keine Maristin werden. Sie gründete schließlich ihre eigene Ordensgemeinschaft. 1861 übernahmen es Ordensfrauen in Frankreich, die Kandidatinnen für die Maristenmission ins Ordensleben einzuführen. Diese Gruppe erhielt den Namen ‚Unsere Liebe Frau der Missionen‘ und entwickelte sich ab 1871 zu einem eigenen Orden. Françoise ist 1873 auf Futuna gestorben und liegt dort begraben. Die Maristinnen erhielten 1877 einen neuen Status als ‚Regulierter Dritter Orden Mariens‘ (TORM). Schließlich erfolgte 1931 die Approbation ihrer Ordensregel und der Name lautet seit da an Missionsschwestern der Gesellschaft Mariens (SMSM).

Charisma: Maristisch, Ordensleben, Missionare

Die SMSM kann man am besten charakterisieren durch ihr Leben. Das verstehe ich als großes Kompliment. Sie bieten keine große Spiritualität mit vielen schriftlichen Arbeiten, sie leben eine Berufung. Ihre Konstitutionen sagen: „Als Antwort auf den Ruf aus Ozeanien gaben sie sich selbst, ohne Bedingungen zu stellen.“ Sie sind in ihrem Charisma und ihren Strukturen immer noch Pionierinnen, mit dem selben Wagemut und den selben Opfern ihrer Vorgängerinnen auf den Inseln der weiten Südsee. Ihr Name nennt sie: Missionsschwestern der Gesellschaft Mariens. Sie sind Maristinnen – das ist ihre Geschichte und ihre Spiritualität. Sie sind Schwestern, Ordensfrauen, die nach den Gelübden der Kirche in Gemeinschaft leben. Ihre Aufgabe und ihr besonderer Platz in der Kirche und innerhalb der Maristenfamilie ist die Mission. Sie verlebendigen uns eine Dimension die uns alle betrifft in Kirche und als Maristen: Missionarisch sein. Die ganze Kirche soll missionarisch sein. Alle Maristen haben teil an dieser Sendung der Kirche und der Sendung Marias in der Welt von heute. Die Missionsschwestern sagen es uns deutlich, so in ihren Konstitutionen:

Wir, die Missionsschwestern der Gesellschaft Mariens, sind Erbinnen der Pionierschwestern, die inspiriert waren vom Beispiel Françoise Perrotins und der ersten Ozeanierinnen, welche, im Sehen ihres Lebens, auch ihr Leben Gott geben wollten, im Dienst der Mission.

....

Der Ruf, der sie drängte aufzubrechen, hallt heute in unseren Herzen wieder. Ihre Kraftquelle, los zu gehen und in der Mission auszuhalten, öffnet auch uns heute den Weg in die Zukunft. Treu sein heißt nicht einfach wiederholen oder das selbe noch mal tun, sondern, in unseren Herzen diesen ersten Impuls wach zu halten als tägliche Quelle für unseren Mut, um so auf den Ruf Gottes zu antworten.

Die Glaubensgeschichte der Pionierinnen formte das Charisma der Kongregation, dieses Zweiges der Maristenfamilie. In ihren Konstitutionen schreiben sie zusammenfassend:

Unsere besondere Berufung in der Kirche ist es, gleichzeitig missionarisch, maristisch und als Ordensleute zu leben. Der Versuch, jeden Tag unseres Lebens mit Gottes Hilfe treu darauf zu antworten, ist für jede von uns der Weg zur Heiligkeit und der Weg, Anteil zu haben an der Sendung, die unserer Kongregation anvertraut worden ist.

Maristische Berufung: missionarische Berufung

Das Zweite Vatikanische Konzil führte eine Diskussion, ob es zwei Schemata geben sollte: eines über die Kirche, eines über Mission, oder ob das Schema über die Kirche ein Kapitel über Mission enthalten sollte. Hintergrund bildete die Frage nach dem Missions- und Kirchenverständnis. Zwei Texte – das unterstreicht eine Trennung von Kirche und Mission. Ein Text – das würde die ganze Kirche dazu rufen, missionarisch zu sein, und nicht nur einige wenige mit diesem besonderen Charisma. Die Entscheidung des Konzils lautete: die ganze Kirche ist missionarisch. Zwar verabschiedete man dennoch ein eigenes Dekret über die missionarische Tätigkeit der Kirche, *Ad Gentes*, doch ist der nicht isoliert von der Konstitution über die Kirche zu sehen. Diese Konstitution, *Lumen gentium*, weist bereits der Kirche missionarischen Charakter zu. Näher ausgefaltet wird es in *Ad gentes*. Diese doppelte textliche Gestalt unterstreicht noch einmal die Wichtigkeit der missionarischen Dimension.

In der Maristenfamilie lebten wir lange mit der faktischen Trennung: manche Maristen bleiben im Land, andere gehen in die Mission. Mission – dazu blicken wir besonders auf die Missionsschwestern. Für uns gilt genauso wie für die Kirche im Großen, diese Seite unserer

Berufung wieder heimzuholen. Die SMSM haben ihren Platz in der Maristenfamilie. Sie zeigen den anderen Zweigen die missionarische Dimension ihrer Berufung.

Auf dem Konzil haben Maristenbischöfe und Pater Buckley, Generaloberer der Patres, sich an dieser speziellen Debatte bewusst beteiligt und als Maristen eingebracht. Von ihrer Geschichte und Sendung her, von ihrem Verständnis des Marist seins her, betonten sie, die ganze Kirche muss sich als missionarisch begreifen. Sie schilderten in den Konzilsreden die Bereitschaft der ersten Maristen, ans Ende der Welt zu gehen, die Gefahren einer solchen Reise zu bestehen. Diese Gefahren sind besonders deutlich für die Frauen von damals, die ersten SMSM. Ein Jahr auf See, auf einem Schiff von Männern bestimmt, eine männliche Welt, von der Sprache bis zu hygienischen Einrichtungen. Nach altem Seemannsglauben brachte es Unglück, eine Frau an Bord zu haben. Von Aubert wissen wir, dass sie viel Zeit praktisch in der Kabine geblieben ist. Verdient hat sie sich die Überfahrt durch Mithilfe, Wäsche und Krankenpflege. Sie hat eine Mitreisende gepflegt. Diese Mitglieder der Maristenfamilie haben für alle Zweige gesprochen und sie hatten dabei die eigenen Missionare und sicher die SMSM besonders vor Augen. Der Ruf zur Mission ‚hülle auch in unseren Herzen wieder‘ (Konstitutionen SMSM).

Berufung und Verkündigung

Die *Apostelgeschichte* schildert verschiedene Missionserfahrungen. Nehmen wir Petrus und Johannes und die anderen, die zum Tempel zum Beten gehen. Der Ort des Gebetes war auch Ort missionarischer Verkündigung. Missionare sind wir beim Gottesdienst, in unserem Gebet für die Mission, durch unsere Zeugnis das Da seins, in der Kirche. Unser Da sein ist unsere erste Verkündigung. Jede Verkündigung ist missionarisch. Jede Berufung ist missionarisch. Die ganze Kirche ist missionarisch, sagt das Konzil:

2. Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach „missionarisch“ (d.h. als Gesandte unterwegs), da sie selbst ihren Ursprung aus der Sendung des Sohnes und der Sendung des Heiligen Geistes herleitet gemäß dem Plan Gottes des Vaters. Dieser Plan entspringt der „quellhaften Liebe“, dem Liebeswillen Gottes des Vaters. ... Er hat die göttliche Güte freigiebig ausgegossen und gießt sie immerfort aus, so dass er, der Schöpfer von allem, endlich „alles in allem“ sein wird, indem er zugleich seine Herrlichkeit und unsere Seligkeit bewirkt. ...

3. Dieser umfassende Plan Gottes für das Heil des Menschengeschlechtes wird nicht allein auf eine gleichsam in der Innerlichkeit des Menschen verborgene Weise verwirklicht, ebenso nicht bloß durch Bemühungen, auch religiöser Art, mit denen die Menschen Gott auf vielfältige Weise suchen, ob sie ihn vielleicht berühren oder finden möchten, wiewohl er nicht ferne ist von einem jeden von uns. Diese Bemühungen bedürfen nämlich der Erleuchtung und Heilung, wenn sie auch aufgrund des gnädigen Ratschlusses des vorsorgenden Gottes zuweilen als Hinführung zum wahren Gott oder als Bereitung für das Evangelium dienen können. Gott hat vielmehr beschlossen, auf eine neue und endgültige Weise in die Geschichte der Menschen einzutreten: so wollte er Frieden und Gemeinschaft mit sich herstellen und brüderliche Verbundenheit unter den Menschen, die doch Sünder sind, stiften. Darum sandte er seinen Sohn. ...

Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche, *Ad Gentes*, 2-3

Herr Jesus Christus, ich komme zu dir,

wie ein Kranker zum Arzt des Lebens, wie ein Unreiner zum Quell des Erbarmens,

wie ein Blinder zum Licht der ewigen Klarheit, wie ein Armer zum Herrn der Erde.

Ich bitte dich im Vertrauen auf deine übergroße Güte:

Heile meine Krankheit, wasche ab allen Unrat meiner Sünden, erleuchte meine Blindheit,

mache reich meine Armut, damit ich mit lauterem und gläubigen Herzen,

mit solcher Ehrfurcht und Demut dich empfangen, dass es mir zum Heil gereicht.

Thomas von Aquin

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist der Stärke: in der Welt bekennen wir uns zu Christus.

Apostelgeschichte 3, 1 – 26: Petrus und Johannes im Tempel, Heilung und Verkündigung

Das Leben der Françoise Perroton nachlesen.

Kenne ich Maristenmissionsschwestern? Wie sehe ich diesen Zweig der Maristenfamilie?

9. Am Ende der Welt: Ozeanien als Mission der Maristenfamilie

Als die ersten Glaubensboten nach England kamen, mussten sie beim König um Erlaubnis zum Predigen nachsuchen. Der König versammelte seine Ratgeber in der Königshalle. Beim offenen Feuer unterhielten sich die Männer bis spät in die Nacht. Da kam aus der Dunkelheit ein Vogel in die Halle geflogen, irrte eine Zeitlang im Gebälk umher und flog wieder auf der anderen Seite hinaus in die Nacht. Daraufhin sagte einer der Männer: „War das nicht ein Zeichen des Himmels? So ist es doch mit uns Menschen! Wir kommen aus der Dunkelheit in die helle Halle des Lebens, fliegen eine Zeitlang darin herum, verlassen diese Halle wieder und fliegen hinaus in die Nacht. Woher kommen wir? Wozu leben wir? Wohin ziehen wir? Das sind die großen Fragen des Lebens. Wenn uns diese fremden Männer darauf eine gute Antwort geben können, wollen wir sie hören.“

Willi Hoffsümmer, *Kurzgeschichten 1*, Mainz, Grünewald, 1987, S. 101.

„Am Ende der Welt“

Christen bieten auf diese Fragen eine Antwort von ihrem Glauben her und bieten dies der ganzen Welt an. Für den Völkerapostel Paulus galten die ‚Säulen des Herkules‘, also Gibraltar und Spanien als ‚Ende der Welt‘, obwohl man damals schon eine Ahnung hatte, es gibt noch fernere Länder. Wir wissen nicht, ob Paulus Spanien jemals erreicht hat. Die Maristen haben das Ende der Welt erreicht: Westozeanien, das ihnen von der Kirche anvertraute Gebiet der Evangelisierung. Die Missionsgeschichte ist im Doppelwerk des Lukas vorgebildet. Lukas ist die Geographie sehr wichtig: Orte und Wege bekommen eine symbolische Bedeutung. Sein Evangelium erzählt den Weg Jesu bis nach Jerusalem. Der Missionsbefehl Jesu (Lk 24, 47; Apg 1, 8) sendet uns – wir tun es nicht aus eigener Vollmacht. Die *Apostelgeschichte* erzählt weiter, von Jerusalem bis an die Grenzen der damals bekannten Welt, in vier Kreisen: die Kirche in Jerusalem, 1, 4 – 8,3; die Kirche in Judäa und Samarien, 8,4 – 12, 25; die Kirche unter den Völkern, 13,1 – 28, 31; bis an das ‚Ende der Erde‘, 28, 16 – 31. Nach Ostern sandte der Auferstandene seine Jünger aus. Sie bildeten zunächst Ortsgemeinden in ihrer näheren Heimat. Von da aus unternahmen sie teils gezielt, teils durch Vertreibung gesandt Missionsreisen, bis zur Weltmission. Ähnlich sammelten sich die Maristen in Lyon, gründeten Gemeinschaften in Frankreich und zogen in die Weltmission. Wir können sagen ‚die Maristen‘ und brauchen nicht unterscheiden nach Priester, Brüdern, Schwestern oder Laien. Die Kirche schenkte Ozeanien allen Maristen. Allen Maristen bedeutete und bedeutet Ozeanien Mission. Die Südseemission war und ist ein Familienunternehmen. Wie kamen die Maristen ‚ans Ende der Welt‘?

Ozeanien als Mission der Maristenfamilie

Mission, näher hin Auslandsmission, hat ganz wesentlich mit unserer Geschichte und Anerkennung als Orden zu tun. Maristenaspiranten, Männer und Frauen, bemühten sich um die kirchliche Anerkennung. Rom bemühte sich um Missionare für das neue Missionsgebiet. Im April 1836 wurde der Zweig der Patres approbiert. Mit der Anerkennung kam die Sendung, das Missionsgebiet Westozeanien zu übernehmen. Im Dezember 1836 reiste die erste Gruppe von Maristenmissionaren aus Frankreich ab: ein Bischof, Priester und Brüder.

Die Missionsaufgabe in Westozeanien und Neuseeland wurde offiziell dem Zweig der Patres übertragen, denn allein dieser Zweig hatte die kirchliche Anerkennung erhalten. Inoffiziell, für die Maristen selbst, galt die Anerkennung und die Übertragung allen Maristenzweigen, denn man verstand sich als die eine Familie. Zur ersten Aussendung kamen Priester, Laienbrüder und Schulbrüder zusammen. Peter Chanel und Bruder Marie-Nizier auf

Futuna sowie Peter Bataillon und Bruder Joseph auf Wallis verdeutlichen diese Zusammensetzung. Champagnat wäre gerne selber mitgegangen, doch Colin hielt ihn in Frankreich zurück.

Die Maristenschwestern wären gerne mitgekommen. Es gab konkrete Anfragen. Bischof Douarre, Marist, trug sie 1842 in Rom vor. Doch die oberste Kirchenleitung teilte Colins Ansicht, dass dieses schwierige Missionsgebiet für Frauen noch nicht geeignet wäre. Sie erreichten Ozeanien 1891. Über die offizielle Schiene kamen keine Frauen in die Mission. Aber Maristinnen fuhrten nach Ozeanien. Die Laienmaristen waren freier. Sie unterstützten die Mission von Frankreich aus, zunächst durch materielle Hilfen und geistliche Begleitung im Gebet. Schließlich beließen es einige der Frauen nicht dabei, Pakete zu schicken, sie schickten sich selbst. Françoise Perroton, 1845, und Suzanne Aubert reisten auf eigene Faust ab. Perroton gehörte dem Dritten Orden an. Zehn Jahre nach ihrer Abreise folgten andere Frauen des Dritten Ordens. Aubert wollte sich den Maristen anschließen, musste aber auf Neuseeland landen. Sie gründete später einen eigenen Orden. Die Laienmaristen gehören wesentlich zu dieser Mission. In der Logistik, so ein Auguste Marceau, Laienmarist und Kapitän auf nach Ozeanien bestimmten Schiffen, die materielle Hilfe der Drittordensgruppen in Frankreich, die Gebetsinitiativen, die persönlichen Opfer und Gebete trugen sie die Missionare mit. Die Pionierinnen der SMSM etablierten sich zeitweise unter dem Namen ‚Dritter Orden für die Mission‘. Ein Laie, Louis Perret, Architekt, half in Neuseeland mehrere Monate den Patres.

Am Ende der ersten 60 Jahre Maristenmission in der Südsee haben wir alle Zweige der Familie auf den Inseln mit Niederlassungen vertreten. Erste Ableger, neue Triebe vom Maristenbaum gab es auch schon: Auberts Schwestern und andere.

Sechs Monate nach dem Tod Champagnats schreibt dessen Nachfolger, Bruder François, an die Maristenbrüder in Ozeanien. Er unterlässt es nicht, die Bezüge zu den Patres und zur gemeinsamen Missionsaufgabe herzustellen:

Wir zweifeln nicht daran, liebe Mitbrüder, dass es die Ozeanienmission ist, die uns so viel Gnade und Schutz beschert. Wir betrachten unsere teuren Brüder von Polynesien als die stärkste Stütze unseres Werkes. Wir sind überzeugt, dass die heilige Jungfrau für einen, der sich dem Heil ihrer armen Wilden opfert und von uns weg in die Ferne zieht, zehn andere schickt, die ihn zunächst ersetzen und von denen später mehrere an seinen Arbeiten und Opfern teilnehmen. Wenn auch die Natur vor dem Gedanken einer vollständigen Trennung zurückschreckt, so schätzen wir uns doch jedes Mal glücklich, wenn es gilt, aus unseren Reihen neue Arbeiter für diese geliebte Mission anzuwerben. Oh! Wie gerne beglückwünschen wir Sie zu Ihrem Mut und zu der Freude, die Sie inmitten all dieser Mühsal verkosten. ... Wir bitten Sie auch, Pater Servant unsere Grüße und unsere Wünsche zu übermitteln. Alle Brüder haben mit lebhafter Dankbarkeit die väterlichen Ratschläge aufgenommen, die er uns in seinem Brief erteilt, und sie erinnern sich mit Freude an all die Leidenschaftlichkeit seines Seeleneifers und an seine Hingabe in unserem geweihten Haus von Hermitage. Wir haben mit den übrigen Patres in der Mission keine so innigen Beziehungen gehabt; aber wir verehren sie alle in unserem Herrn Jesus Christus. Wir sind mit ihnen eins, in der Einheit der einen und der selben Gesellschaft, und wir sind alle bereit, ihnen zu Hilfe zu eilen, sobald uns der gute Gott dazu ruft. Entbietet auch ihnen unsere hochachtungsvollen Grüße. Wir fügen unserem Brief für jeden von Ihnen ein Exemplar des Geistlichen Testaments unseres guten Pater Superiors bei.

Bruder Franziskus, Generaloberer, Hermitage, 20. November 1840, an die Maristenbrüder in Polynesien (*Marzellan Champagnat und sein Werk*, S. 13 – 14).

Das den Missionaren geschickte ‚Geistliche Testament‘ Champagnats unterstreicht gerade die Einheit in der Maristenfamilie als einen seiner letzten Wünsche.

Das Standesdenken Priester – Brüder hat leider die ersten Jahre der Ozeanienmission dahin beeinflusst, dass die Schulbrüder kaum ihrer Berufung als Katecheten und Lehrer

nachkommen konnten. Sie fanden sich mit einem Priester auf einer Insel wieder und praktisch als Assistent in der Pastoral, aber besonders in Haus, Sakristei und Kirche. Bruder Marie-Nizier war unterwegs und hat getauft, andere Brüder haben anfanghaft unterrichtet. Erst die rechtliche Trennung nach 1845 verstärkte den Aufbau des Schulpastorates. Meinungsverschiedenheiten gab es übrigens nicht nur zwischen Priestern und Brüdern, sondern auch zwischen Priestern und Priestern, zwischen Bischöfen und den Priestern, zwischen Bischof Pompallier und Colin. Neben diesen Schwierigkeiten im gemeinsamen Missionsfeld möchte ich auf eine Gemeinsamkeit hinweisen, die nicht übersehen werden soll als menschliche Erfahrung aller Maristen auf den Inseln und als geistlicher Beitrag zum Aufbau der Mission. Mehr noch als manche Stärke und Leistung der Missionare verhalfen wohl ihre Leiden dazu, dass Gott dieses in Schwachheit gesäte Samenkorn wachsen ließ. Diese zersplitterte Mission der tausend Inseln reifte zu einer der schönsten Früchte des Maristenbaumes. Ob Bischöfe, Priester, Brüder, Laien oder Schwestern, sie teilten die Widrigkeiten des Klimas und der Lebensumstände. Sie kamen als Weiße, als Westeuropäer auf Inseln, die noch nicht kolonialisiert waren und deshalb auch kaum die Möglichkeit boten, wie in Frankreich zu leben. Zudem trafen sie auf gewalttätigen Widerstand, woran der Tod Peter Chaneles und so vieler Priester und Brüder schnell erinnert. Marie-Nizier lebte mit Chanel und hat wohl manche Todesangst ausgestanden, bevor er Futuna verlassen konnte. Die Brüder Blaise und Hyazinth fielen bei regelrechten Belagerungen der Missionsstationen auf den Solomon Inseln. Die lange Seereise, die Krankheiten, der Hunger, die Erfolglosigkeit, all dies teilten die Maristen, ob Priester oder Bruder oder Schwester oder Laie miteinander. Mit Paulus dürfen wir sagen: ‚Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.‘ Diese Missionare erinnern an den Ruf zum Verzicht und Opfer, zu Ganzeinsatz und Hingabe, der sich stets mit dem Ruf zum Ordensleben und besonders zum Missionsberuf verbunden hat.

Stephanus und Peter Chanel

Aus der *Apostelgeschichte* können wir eine Gestalt herausnehmen, die markant für gelebten Glauben steht, und sie in Beziehung setzen zu uns heute: Stephanus. Von ihm wird nicht viel erzählt, aber doch einige aufschlussreiche Erfahrungen aus seiner Sendung. Neben Judenchristen gab es mehr und mehr Christen nicht-jüdischer Herkunft. Stephanus war einer von ihnen. Er hat eine Grenze überschritten als der erste Märtyrer der jungen Kirche. Für Jesus Christus stand er mit seinem Leben und Tod ein. Seine Passion und sein Sterben wurden der Passion und Kreuzigung Jesu nachgestaltet. Ihm ist er nachgefolgt.

Der erste Märtyrer der Maristen war Peter Chanel (1803 – 1841). Aufgewachsen auf einem kleinen Bauernhof hat er den Rhythmus von Säen und Ernten gelernt. Mit seinem Freund Claude Bret teilte er die damalige Missionsbegeisterung. Sie schlossen sich 1831 der noch nicht anerkannten Gesellschaft Mariens an. Das meint aber, dass schon vor dem Angebot, nach Ozeanien zu gehen, bei den Gründern der Missionsgedanke lebendig gewesen sein muss. Zunächst mussten sie sich gedulden und wirkten als Lehrer in Belley. Doch Heiligabend 1836 gehörten sie zur ersten Gruppe ausreisender Missionare. Bret starb auf hoher See. Chanel erreichte November 1837 Futuna. Nur gute drei Jahre waren ihm beschieden. Er selbst schrieb 1839: Von den zwanzig Taufen sind alle Taufen in Todesgefahr – das ist meine ganze Ernte. Die Leute nahmen die neue Religion nicht an, nannten ihn aber den ‚Mann mit dem guten Herzen‘. Ende 1840 bildete sich eine Gruppe von Taufbewerbern. Als sich der Sohn des Königs dieser Gruppe anschließen wollte, sah der König seine Macht und die alten Verhältnisse gefährdet. Beigetragen hat dazu der Erfolg Bataillons, Missionar auf der Nachbarinsel Wallis. Bataillon missionierte kämpferisch und war dabei, die Insel für sich zu

gewinnen. Davon hatte der König auf Futuna gehört. Am 28. April 1841 stürmte eine von ihm beauftragte Gruppe das Haus der Missionare und erschlug Chanel. Marie-Nizier hielt sich zu dem Zeitpunkt am andern Ende der Insel auf. Bei seiner Rückkehr wurde er gewarnt und konnte fliehen. Marie-Nizier hatte Monate vorher ein Gespräch von Häuptlingen belauscht – sie hatten sich im Haus der Missionare, das immer gastfreundlich offen stand, getroffen. Bei diesem Gespräch ging es darum, ob die Weißen nicht beseitigt werden müssten. Marie-Nizier besprach sich mit Chanel. Der aber sagte: Ein Grund ist gelegt für den Glauben; was mit dem Missionar geschieht, ist nicht wichtig. Chanel hat gesät, aber nicht geerntet. Ernten durften die Missionare nach ihm – Futuna nannte sich ein Jahr nach seinem Tod katholisch.

Die Ironie liegt darin, dass die Inselkönige fürchteten, dieser eine Weiße würde ihre Kultur zerstören und ihre Güter rauben. Peter hatte ein gewisses Gespür für sie entwickelt und hätte weit weniger zerstört als die Kolonialmacht nach ihm. Die bekannteste Gestalt des ganzen Pazifik ist nicht einer der großen Entdecker, Kriegskapitäne oder Politiker, sondern ein einfacher und uneigennütziger Missionar aus einem kleinen Weiler Frankreichs, der kurze Zeit auf einer der kleineren Inseln der Südsee wirkte, ganz gewöhnliche Dinge tat, diese aber ganz. Beim Propheten Micha heißt es: Du wirst säen, aber nicht ernten (6, 15). Jesus zitiert als Sprichwort: Einer sät, und ein anderer erntet (Joh 4, 37). Im Vers danach: Wir ernten, wofür wir nicht gearbeitet haben. Chanel hat es für uns getan. Paulus gab sich zufrieden, zu pflanzen. Andere begießen – Gott lässt wachsen (1 Kor 2, 5 – 9). Alle sind Gottes Mitarbeiter.

Chanel ist unser Stephanus, er führt uns vor Augen, was ‚Mission‘ meinen kann. Auch die maristische Berufung hat dieses Zeugnis des Lebens gefordert. Die Urkirche gab Colin das Modell für die neue Ordensgemeinschaft. Zur Urkirche gehörte das Martyrium der großen Apostel und der vielen unbekanntenen Christinnen und Christen. Die Gesellschaft Mariens erlebte in Ozeanien diese Dimension von Urkirche: das Martyrium. Peter Chanel, Bruder Blaise und Hyacinth und so viele andere wurden getötet durch Einheimische, das Klima oder die See. ‚Das Blut der Märtyrer ist der Same für neue Christen‘ – dieses vielzitierte Wort Tertullians findet sich in den Geschichten vieler Ortskirchen. Wir finden es auch in der Kirche der tausend Inseln. Chanel hat gesät, andere durften ernten. Schon zur Zeit Jesu gab es dies als Sprichwort und er griff es auf (Joh 4, 7). Der Apostel Paulus drückte es so aus: Einer pflanzt, einer begießt – Gott lässt es wachsen. Alle sind Gottes Mitarbeiter (1 Kor 2, 5-9).

‚Das Feuer von Pfingsten‘

Mission meint nicht Geschichte, sondern Gegenwart. In der Regel der Priester und Brüder gehört die missionarische Sicht zu den allgemeinen Kennzeichen der maristischen Berufung:

12. Ihre Berufung besteht darin, wirklich missionarisch zu sein: Sie sollen von Ort zu Ort gehen, das Wort Gottes verkünden, Versöhnung bringen, Religionsunterricht erteilen, die Kranken und Gefangenen besuchen und Werke der Barmherzigkeit tun. Sie kümmern sich um die am meisten Vernachlässigten, die Armen und um solche, die Unrecht erleiden. Sie sind bereit, diese Aufgaben überall und zu jeder Zeit zu erfüllen.

Konstitutionen Gesellschaft Mariens, Rom, 1988

Die Konstitutionen der Maristenbrüder benennen ebenfalls die missionarische Dimension als Kennzeichen ihres Instituts:

90. Gott will, dass alle Menschen durch die Kirche, dem allumfassenden Heilssakrament, gerettet werden. Wie sie ist unser Institut missionarisch. Nach dem Beispiel Marzellan

Champagnats haben wir ein missionarisches Herz. „Alle Diözesen der Welt“, so sagte er, „kommen in unser Blickfeld“.

Das Institut sorgt und kümmert sich um die nicht-evangelisierten Länder und die jungen Kirchen. Im Einvernehmen mit der Ortskirche lassen wir uns dort nieder, wo die Bedürfnisse der Bevölkerung einen Einsatz erfordern, der unserem Charisma entspricht.

In den entchristlichten Ländern tragen wir dazu bei, dass die jungen und die erwachsenen Menschen das wahre Antlitz Jesu Christi und seiner Kirche entdecken.

91. Die Brüder, die der Herr zur Verkündigung der Frohbotschaft als Missionare aussendet, müssen sich sorgfältig auf ihre Aufgabe vorbereiten. Sie übernehmen bereitwillig all die Werte des Evangeliums, die in den verschiedenen Kulturen schon vorhanden sind; durch ihr Zeugnis und durch ihren Einsatz läutern sie jene Werte dieser Kulturen, die mit dem Evangelium nicht in Einklang stehen. Durch die Art und Weise, mit der sie an der Entfaltung dieser Werte arbeiten, anerkennen und stärken sie das Gute einer Kultur; gleichzeitig nähren und bereichern sie dadurch ihre eigene missionarische Spiritualität.

Konstitutionen der Maristenbrüder, Rom, 1986

Die neue missionarische Herausforderung liegt in den entchristlichten Ländern und in der Spannung Glaube – Kultur. Dahinein gilt es, das ‚Feuer von Pfingsten‘ zu tragen:

Das Feuer von Pfingsten drängt, in der Sendung „Ad Gentes“ der ganzen Kirche mutig voranzugehen.

Die Provinzen der gleichen Region sollen sich zusammentun, um missionarische Aktivitäten im Sinne von „Ad Gentes“ in Angriff zu nehmen.

Wählen wir das Leben, 36.46.1

Christus ist bei uns durch alle Zeit und durch allen Raum. Matthäus hat als letzten Satz in seinem Evangelium: ‚Ich bin bei euch, alle Tage, bis ans Ende der Welt‘. In wörtlicher Hinsicht haben die Maristen durch die Mission in Ozeanien mit dazu beigetragen, dass Christus ‚bis ans Ende der Welt‘ verkündet wurde. Die *Apostelgeschichte* beginnt mit der Botschaft des letzten Kapitels des Matthäusevangeliums: dem Missionsauftrag des Auferstandenen an seine Gemeinde (Apg 1, 8; Mt 28, 18 - 29). Damit knüpft die *Apostelgeschichte* an das Matthäus- wie an das Lukasevangelium an. Matthäus schildert einen Übergang von der Glaubensverkündigung für Israel allein zur Mission bei allen Völkern. Die *Apostelgeschichte* erzählt auch die damit verbundenen Spannungen in der Urkirche. Die Urkirche geht der Mission in zwei Schritten nach. Zunächst sammelt sie sich, sammelt ihre Kräfte. Allmählich beginnt die Verkündigung: da, wo sie sind, in Jerusalem, im Tempel, danach in Nachbarorten und schließlich durch Missionsreisen des Petrus und Paulus, Philippus und Barnabas in der damals bekannten Welt. ‚Acta Apostolorum‘ lautet der lateinische Titel dieser neutestamentlichen Schrift. Neue ‚Acta Apostolorum‘ wurden geschrieben. Darunter dürfen wir auch unsere Maristenmissionare rechnen. Auch die Geschichte der Mission in Ozeanien ist ‚Apostelgeschichte‘.

Die Ausbreitung der katholischen Kirche, der Drang, der Mission anderer Kirchen und Religionen zuvorzukommen, der noch die ersten Maristen mitbestimmte, bestimmt heute nicht mehr unsere Sicht von Mission. Die Sendung des Sohnes, die Geistsendung ist die eigentliche Mission: Gott selbst wirkt missionarisch. Wir sind hineingenommen in beides, Gemeinschaft und Sendung, und berufen, beides zeugnishaft zu leben, damit allen das Heil, die Frohe Botschaft erfahrbar wird. Die Maristenfamilie erlebte und lebt in Ozeanien gemeinsam Sendung – ein Modell für weitere missionarische Projekte?

Starker Gott, du hast durch den Märtyrertod des heiligen Peter Chanel den Glauben auf den Inseln der Südsee eingepflanzt.

*Lass uns die Geheimnisse des Todes und der Auferstehung Christi so feiern,
dass wir Zeugen des neuen Lebens sein können.*

Tagesgebet vom 28. April, Peter Chanel

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist der Hoffnung: Gott zu erkennen und unserem Gewissen zu folgen.

Betrachtung zum gemeinsamen Wirken Channels und Marie-Niziers auf Futuna

Apostelgeschichte: Wo finde ich mich wieder: Ortskirche oder Mission?

Apostelgeschichte 1, 4 – 8: Bis an die Grenzen der Erde

Apostelgeschichte 7: Stephanus, der erste Märtyrer

Apostelgeschichte 8 - 9: Das missionarische Wirken des Petrus und des Philippus

Apostelgeschichte 13, 14 – 52: Wie gehen wir mit Neuheiden um?

10. Optionen: Maristenfamilie im Plan Gottes

Eine Himalaya-Expedition war unterwegs nach Norden. Nachdem die Gruppe den ersten großen Paß überschritten und eine kurze Rast gemacht hatte, rief der Expeditionsleiter wieder zum Aufbruch. Dem leisteten aber die indischen Träger nicht Folge. Als ob sie nichts gehört hätten, blieben sie weiter auf ihren Planen hocken, die Augen am Boden, und schwiegen. Als der Europäer weiter in sie drang, schauten ihn einige Augenpaare verwundert an. Schließlich sagte einer: „Wir können nicht weitergehen, wir müssen warten, bis unsere Seelen nachgekommen sind!“

Willi Hoffsummer, *Kurzgeschichten 1*, Mainz, Grünewald, 1987, S. 63.

Unsere Expedition, die Exerzitien gehen zu Ende. Womöglich gab es manch hohen Pass zu überwinden und manches Tal zu durchwandern. Was ist mein Ziel? Kommt meine Seele nach? Die Exerzitien sind dafür die ‚Zeit zum Aufatmen‘ (Apg 3, 20) im Jahresrhythmus. Diese Zeit haben wir als Gemeinschaft von Glaubenden verbracht, als Maristen. Das Ordensdekret des Konzils beschreibt solch eine Gemeinschaft:

15. Das Leben in Gemeinschaft nach dem Beispiel der Urkirche, in der die Menge der Gläubigen ein Herz und eine Seele war, soll, genährt durch die Lehre des Evangeliums, durch die heilige Liturgie, vor allem die Eucharistie, in Gebet und Gemeinsamkeit des Geistes beharrlich gepflegt werden. Die Ordensleute sollen als Glieder Christi im brüderlichen Umgang einander mit Achtung zuvorkommen; einer trage des anderen Last. Denn durch die Liebe Gottes, die durch den Heiligen Geist in den Herzen ausgegossen ist, erfreut sich eine Gemeinschaft, die wie eine wahre Familie im Namen des Herrn beisammen ist, seiner Gegenwart. Die Liebe aber ist die Erfüllung des Gesetzes und das Band der Vollkommenheit; in ihr wissen wir, dass wir aus dem Tod in das Leben hinübergeschritten sind. Ja, die Einheit der Brüder macht das Kommen Christi offenbar, und es geht von ihr eine große apostolische Kraft aus.

Zweites Vatikanisches Konzil, Dekret über das Ordensleben, *Perfectae caritatis*, Nr. 15

Die Worte des Konzils erinnern an Jean-Claude Colin und seine Sicht der Maristen nach dem Modell der Urkirche, mit Maria in ihrer Mitte. Wie die Kirche am Anfang, so soll auch die Kirche am Ende der Zeit sein. Gehalten werden wir vom Evangelium und der Liturgie. Evangelium und Liturgie bilden gleichzeitig unsere Botschaft an die Welt. Wir sind zusammen im Namen des Herrn, nicht weil wir einander ausgesucht haben. Dies Zusammensein ist nicht immer leicht – einer trage des anderen Last. Paulus schreibt: Die Liebe ist geduldig. Über allen menschlichen Versuchen steht die Liebe Gottes, bereits in uns ausgegossen. Allein von dieser Lebensweise geht eine apostolische Kraft aus. Allein die Entscheidung, dem treu zu sein, spricht zu anderen, noch vor allem Tun.

Maristenfamilie als Modell einer Communio-Kirche

Dieses Werk Marias wurde von Jean-Claude Colin und den Maristenpatres und –brüdern, von Marzellan Champagnat und den Maristenschulbrüdern, von Jeanne-Marie Chavoïn und den Maristenschwestern und später von den Maristenmissionsschwestern sowie vom Dritten Orden Mariens als gemeinsames Anliegen gesehen und weltweit verbreitet. All diese Gruppen sind von Anfang an als zu der einen Maristenfamilie gehörig betrachtet worden.

Konstitutionen Gesellschaft Mariens, Nr. 4.

Den Zweigen steht Marist sein als Teil einer Ordensfamilie ins Stammbuch geschrieben. Maristenfamilie – das ist eine geschichtliche, eine organisatorische, und eben eine geistliche Erfahrung. Voneinander zu wissen bereichert mein Marist sein. Wir können dies zurückbinden

an die Kirche insgesamt und sagen: Maristenfamilie – das ist ein Modell für Kirche sein, für Kirche als Communio, als Gemeinschaft verschiedener Berufungen und Vielgestalt der einen Berufung. Wie Kirche umfasst die Maristenfamilie Männer und Frauen, Kleriker und Laien, Ordensleute. Unser Beispiel, mit dieser Verschiedenheit umzugehen, mag ein Sauerteig sein in der Kirche, die mit der Einheit in Verschiedenheit immer wieder ringt.

Was sagen wir, wenn wir ‚Maristen‘ sagen?

Wir sind Maristen. Was aber sagen wir mit diesem Wort? Dies hängt davon ab, wer spricht. Denn Marist, das kann Mann oder Frau, Priester oder Laie oder ein Ordensmensch sein. Schauen wir über unseren Zweig innerhalb der Maristenfamilie hinaus?

Die weite Familie veranschaulicht die Vielgestaltigkeit maristischer Berufung. Sie erzählt von unserer Geburt als Geschwister und von den Jahren der gemeinsamen Anfänge. In Ozeanien und anderswo können wir dies heute noch erfahren. Alle haben die gleiche Mutter: Maria. Um das Charisma des Anfangs und der Gründer zu verstehen und damit ihren fortdauernden Sendungsauftrag, müssen wir mit einrechnen, Maristen sind in Struktur, Auftrag und Spiritualität als der eine Orden empfangen worden. Dies ist die Perspektive: Maristen sind die eine Ordensfamilie, mit Geschichte und Geist gemeinsam. Dieser Ursprung ist fortdauernd, kann nicht als geschichtlich vorbei weg erklärt werden.

Offensichtlich gab und gibt es eine Entwicklung darin, wie wir die Gemeinsamkeit und Unterschiede sehen. Die Ökumene könnte Modell sein: das Gemeinsame betonen und nicht das Trennende, ohne Identität aufzugeben. Maristische Studien haben eine Brücke gebaut.

Der Baum mit vielen Zweigen hat reiche Frucht getragen!

Eine Vielfalt an Zweigen wuchs an dem einen Maristenbaum. Noch andere Zweige kamen über erste Triebe nicht hinaus, wie der kontemplative Zweig, oder werden in Zukunft noch wachsen. Der Baum ist ein dynamisches Symbol. Sein Wachstum ist noch nicht zu Ende.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden die maristischen Kongregationen. Nach dem gemeinsamen Beginn haben sich die Wege getrennt. So wie Kinder aus dem Elternhaus gehen müssen, um auf eigenen Beinen zu stehen und wirklich erwachsen zu werden. Später können sie ihren Eltern und einander neu begegnen. Die vier Generalkapitel im Jahr 2001 zeigten uns Maristen: wir können wieder aufeinander zugehen.

Ausgefaltet haben sich die Zweige des Maristenbaumes in neuen Orden und Gemeinschaften. Besonders die Laienmaristen, ob in Verbindung mit den Patres, den Schwestern oder den Schulbrüdern, existieren heute in einer großen Bandbreite an Formen, entsprechend den jeweiligen Bedürfnissen der Menschen. Ob Dritter Orden, maristische Fraternitäten oder Champagnat-Bewegung, der eine Geist verbindet sie.

Noch im 19. Jahrhundert entstanden neue Orden, die Wurzelgrund mit uns Maristen teilen. Nennen wir einige Beispiele: 1856 gründete Pierre-Julien Eymard, früherer Maristenpater, die Eucharistiner und die Dienerinnen des Allerheiligsten Altarsakramentes. 1858 formten sich der Eucharistischer Verein der Priester der Anbetung und für Laien die Versammlung des Allerheiligsten Sakramentes. Beide Gruppierungen wurden von Maristen gefördert. 1861 bzw. 1871 bildeten die Frauen, bei denen die ersten SMSM ihre Ausbildung erhalten hatten, eine eigene Kongregation: Unsere Liebe Frau der Missionen (Notre Dame des Missions; RNDM). In der Südsee schlossen sich Frauen zu Gemeinschaften zusammen, Ableger der Pionierinnen: die Töchter Mariens auf Neukaledonien und Vanuatu, 1875 (anerkannt 1962), die Schwestern Unserer Lieben Frau von Nazareth auf Fidji, 1891 (anerkannt 1950), die Schwestern von

Nazareth auf Bougainville 1930 (anerkannt 1962), die Töchter Mariens Unbefleckt Empfangen auf den Solomon Inseln 1935 (anerkannt 1947).

Das 20. Jahrhundert sah ebenfalls neue Gründungen: Die Brüder vom heiligen Martin von Porres in der Südsee. 1911 die Missionare vom Hl. Geist, die Maristenpater Felix Rougier in Mexiko stiftete. Zu dieser Gründung gehören ferner die Missionarinnen von Jesus Priester, die Oblaten von Jesus Priester, die Töchter des Heiligen Geistes und die missionarischen Katechetinnen. 1919, nach dem Ersten Weltkrieg, sammelte Bischof Berning von Osnabrück in Deutschland isolierte Maristenmissionsschwestern als Missionsschwestern vom hl. Namen Mariens (Netter Schwestern). 1922 gründete ein Pater die Kleinen Dienerinnen von Nazareth. Sie schlossen sich am 21. November 1968 den Maristenschwestern an.

Maristenfamilie – wörtlich

Für die erste Generation der Maristen können wir ein Phänomen beobachten: das Wort ‚Maristenfamilie‘ ist in einem gewissen Sinn durchaus wörtlich zu nehmen. Mitglieder der Familien der verschiedenen Gründer traten den einzelnen Gruppen bei. Die Familien Colin, Champagnat, Chanel und Chavoïn verdeutlichen dies.

Jean-Claude Colin und sein Bruder Pierre zählen zu den ersten Patres. Ein Neffe, Eugène, wurde zu ihren Lebzeiten Pater. Eugènes Bruder, Alphonse, machte das Noviziat, trat dann aber aus. Ein anderer Neffe, Jean-François Colin, trat in der Hermitage ein, musste sie aber aus Gesundheitsgründen verlassen. Clothilde und Louise, Schwestern von Eugène und Alphonse, wurden Maristenschwestern. Clothilde war die dritte Generaloberin unter ihrem Ordensnamen Schwester Ildephons. Eine Schwester Colins lebte mit den Schwestern in Bon Repos, trat aber nach einem Jahr aus. Ein Sohn aus einer zweiten Ehe von einer von Colins Schwestern wurde Pater, trat aber ebenfalls wieder aus.

Eine Nichte Champagnats, Annette, lebte bei den Schwestern von Bon Repos im Internat und starb dort. Champagnat hat einem seiner Brüder und dessen vier Kindern erlaubt, in der Hermitage mitzuleben. Sie sind dort begraben.

Françoise Chanel, die Lieblingsschwester von Peter Chanel, trat bei den Maristenschwestern ein und hat ihn ermutigt, Missionar zu werden. Die bewegende Abschiedsszene am Brunnen von Bon Repos ist überliefert und der Brunnen noch erhalten. Sie starb vor ihrem Bruder, der auf Futuna von ihrem Tod nichts erfahren hat. Josephthe, eine andere Schwester Channels, lebte bei den Schwestern im Internat, trat aber nicht ein.

Zwei Neffen Jeanne-Marie Chavoïns lebten mit den Colins im Pfarrhaus im Cerdon und ließen Jean-Claude Colin Familie erleben. Einer wurde Pater, Jean Millot. Der andere probierte es in der Hermitage, ist aber nicht geblieben. Eine Nichte Chavoïns wurde Maristenschwester und eine große Stütze der Gründerin in den Konflikten mit Colin und ihrer Nachfolgerin. Allerdings wurde Chavoïn vorgeworfen, ihre Nichte zu bevorzugen.

Weitere könnte man anfügen, so die Familien Déclas, Delorme und Pompallier.

Maristenfamilie: Optionen für das Leben

Die einzelnen Zweige legen die geistliche Fülle maristischer Spiritualität aus. Als Marist bin ich in gewissen Sinn Bruder, Schwester, Priester und Laie. Die eine Gesellschaft lebt als Baum mit vielen und neuen Zweigen. Jeder Zweig erläutert maristische Sicht von Christus, Maria, der Kirche, der Welt, unserer Sendung.

‚Wir tragen den Namen Marias‘ – Für alle Maristen gilt Maria in besonderer Weise als Vorbild. Sie lebt. Sie hat uns berufen, uns ihren Namen gegeben. In ihrem Heiligtum zu Fourvière gelobte die erste Gruppe, sich für eine Gesellschaft Mariens einzusetzen. Colin

legte die Entwürfe für die erste Ordensregel über Nacht auf den Marienaltar von Cerdon: auf ihre Fürsprache hin sollte diese Regel Gottes Willen erhellen und nicht Menschenwort sein. Bei den Patres befindet sich vor der Tür des Hausoberen eine Marienstatue, um alle zu erinnern: Wir tragen ihren Namen, sie ist die Gründerin und erste Oberin. Die Schulbrüder haben den Tag ihrer Aufnahme mit Leib und Seele in den Himmel als Patrozinium gewählt. Der Zweig der Priester und Brüder entschied sich für den 12. September, Maria Namen. Die Missionsschwestern stellten ein Statue ‚Unsere Liebe Frau der Missionen‘ vor ihr Generalat. So kommt Maria in ihrer reichen Bedeutung für die ganze Familie zum Ausdruck.

‚Wir brauchen Brüder‘ – dieser Refrain erklingt auch heute. Jede gelebte Brüderlichkeit, jedes daraufhin versprochene Leben bildet eine neue Strophe in diesem Lied der Menschlichkeit. Brüder – sie stehen für die maristische Berufung als Dienst an der Jugend, in Erziehung und Katechese und Sozialarbeit, an Brennpunkten der Welt, mit einer großen Verehrung für Maria. Brüder – das sagt uns auch, dass jede Form indirekten Apostolates, dass körperliche Arbeit wichtig sind. Sie tragen die Kirche in die Welt hinaus, die Welt der Arbeit und der Erziehung. Damit leben sie eine diakonische Kirche.

‚Wir alle sind Priester‘ – berufen zu Heilung und Heiligkeit. Priesterlich handeln ist Handeln mit der Kirche, aus der Kraft der Sakramente, in der Verkündigung der Frohen Botschaft, in einem Lebensstil, der dem entspricht. Patres – sie stehen für die maristische Berufung als kirchliche Berufung, die sich aus der Liturgie nährt und eine geordnete Gemeinschaft darstellt. Marist sein meint mehr als eine Frömmigkeit, meint eine umfassende Spiritualität, im Dienst an der Erneuerung der Kirche. Die Patres erinnern uns daran, immer wieder aus der Welt zu gehen, in den heiligen Raum. Sie schauen auf die Urkirche als Modell für Kirche heute, mit Maria in der Mitte.

‚Besonderen Vorrang für die Frauen in der Kirche‘ – als katholische Kirche schauen wir auf Petrus, wenn es um den Aufbau und die Leitung geht, und auf Maria, um das Wesen von Kirche zu verstehen. Frauen gilt es, sie weit mehr in Verantwortung einzubeziehen. Die Schwestern erinnern uns an Kirche als Hauskirche, an das Leben mit Gebet und Arbeit, an Familie. Im Neuen Testament hören wir von der besonderen Zuwendung Jesu zu den Frauen, von Maria, von den Frauen, die mithalfen, die ersten christlichen Gemeinden aufzubauen.

‚Wir sind das marianische Gottesvolk‘ – und als Ordensleute sind wir darin nur ein kleiner Teil. Die große Mehrheit sind die Laien. Die anderen Zweige sollen die Laien mehr und mehr befähigen und ernst nehmen, ihre eigene Sendung wahrzunehmen. Laienmaristen führen uns Maristen in die Welt, die Welt der Arbeit und Familie, wo das Reich Gottes wachsen will. Die Kirche ist Teil des Volkes Gottes unterwegs. Allen wurde der Heilige Geist geschenkt.

‚Die Kirche ist missionarisch‘ – die Missionsschwestern halten dieses Charakteristikum in lebendiger Erinnerung für alle Maristen und für die Kirche. Ihr Denken und ihre Arbeit öffnen sich stets auf die größere Sicht, die drängenderen Nöte. Immer wieder gilt es, von Jerusalem aufzubrechen in alle Welt. Peter Chanel ist unser Stephanus. Er stellt uns eine zurückhaltende aber treue, unauffällige, aber am Ende fruchtbare Missionsweise vor.

Maristen – Das ist wie das unscheinbare Weiß des Prismas. Bei Licht betrachtet, im Licht unserer gemeinsamen Berufung und Geschichte, bricht sich dieses Licht in viele bunte Farben, in eine reiche Spiritualität, in vielfache Beziehungen.

Wir tragen einen Namen. Den Familiennamen haben wir gemeinsam: Maristen. Auf diesen Namen haben wir uns versprochen. Die ersten Maristen empfanden es als große Gnade, als ein Privileg, den Namen Marias zu tragen. Sie waren Maria. Sie sollten ihren Platz in der Kirche einnehmen. Sie sollten wie sie die Menschen auf die große Barmherzigkeit Gottes hinweisen, damit möglichst viele den Weg zu Gott fänden. Maria wird ihre Familie nicht im

Stich lassen. Champagnat sprach von der ‚guten Mutter‘ als der Hilfe der Brüder. Colin vertraute darauf: Maria war die Stütze der Kirche am Anfang, sie wird auch jetzt Stütze sein. Mit Maria sehen wir die Nöte der Menschen und was darin unsere Berufung ist.

Die ersten Maristen gewannen ihre Angehörigen für die verschiedenen Zweige, sie besuchten und ermutigten sich gegenseitig. Champagnat sprach immer wieder vom Familiengeist. Wir gehören als einzelner Marist zu einer großen Familie von Brüdern und Schwestern – lassen wir uns von dieser Gemeinschaft, dieser Zugehörigkeit, dieser Berufung und Erwählung Mut machen:

Deshalb, meine Brüder, bemüht euch noch mehr darum, dass eure Berufung und Erwählung Bestand hat. Wenn ihr das tut, werdet ihr niemals scheitern. Dann wird euch in reichem Maß gewährt, in das ewige Reich unseres Herrn und Retters Jesus Christus einzutreten.

2 Petrus 1, 10 - 11

‚Wir‘ sind Maristenfamilie

Das Diesseits hält uns oft genug gefangen und ist dennoch der Ort zu hören: ‚Gott hat für jeden Menschen einen Plan der Liebe‘. Diesen Plan hat er auch für mich. Maßstab ist Jesus Christus. Er folgte Gottes Plan und dies schloss ein Kreuz und Auferstehung.

In der *Apostelgeschichte*, der Schrift, die uns als Maristen besonders begleiten kann, gibt es ein interessantes exegetisches Problem, das für mich eine geistliche Bedeutung hat. Gemeint ist der Wechsel in der Erzählungsweise. Die meisten Kapitel wird ‚über‘ die Kirche erzählt, aber in Kapitel 16, Vers 10, wechselt die Erzählweise sehr unvermittelt zum ‚wir‘:

Weil ihnen aber vom Heiligen Geist verwehrt wurde, das Wort in der Provinz Asien zu verkünden, reisten sie durch Phrygien und das galatische Land. Sie zogen an Mysien entlang und versuchten, Bithynien zu erreichen; doch auch das erlaubte ihnen der Geist Jesu nicht. So durchwanderten sie Mysien und kamen nach Troas hinab. Dort hatte Paulus in der Nacht eine Vision. Ein Mazedonier stand da und bat ihn; Komm herüber nach Mazedonien, und hilf uns! Auf diese Vision hin wollten wir sofort nach Mazedonien abfahren; denn wir waren überzeugt, dass uns Gott dazu berufen hatte, dort das Evangelium zu verkünden.

Apostelgeschichte 16, 6 – 10.

Erzählt wird über den Heiligen Geist, über die Pläne der Missionare und über die Erfahrung, dass der Herr anderes mit ihnen vorhatte. Der Hilferuf eines Menschen wurde zur Vision. Die Begegnung mit einem Menschen der mich anruft verändert meine Perspektive. Maristen sind gerufen, auf die dringendsten Nöte der Menschen Antwort zu geben. In diesem ‚Zeitalter des Unglaubens‘ (Colin) geben wir Rechenschaft über die Hoffnung, die uns trägt.

Bleibt noch, den Wechsel in der Erzählweise für uns vorzunehmen, wie ihn die *Apostelgeschichte* vornimmt: Es geht nicht über andere, über das damals, es geht um uns, das heute, um das ‚wir‘. Wir sind die Maristen, wir teilen die Vision unserer Gründer und Gründerinnen, wir sind als nachösterliche Menschen in unsere Welt gesandt.

Allmächtiger Gott und Vater, von dir kommt jedes vollkommene Geschenk.

Auf die Fürsprache des heiligen Peter Chanel und des heiligen Marzellan Champagnat:

Lenke und leite unsere Gesellschaft, vermehre die Zahl ihrer Mitglieder,

erhalte sie in der brüderlichen Eintracht, in der Bescheidenheit und im geistlichen Eifer.

Durch Christus unsern Herrn.

Zweig der Patres, Gebet für die Gesellschaft

Zur Betrachtung

Wir beten um den Geist des Glaubens: dass Gott den Glauben in uns stärke

Das *Magnifikat* Marias (Lk 1, 46 – 55)

Apostelgeschichte 2, 42 – 47 und 4, 32 - 35: Die Urkirche, ‚ein Herz und eine Seele‘ – so soll es sein. Es war schon damals ein Ideal. Nach Colin sei die Urkirche unser einziges Modell. Inwieweit schauen wir auf dieses Ideal?

Ansprache des Papstes Johannes Paul II. an die Mitglieder der vier Orden der Maristen, in Wählen wir das Leben. 20. Generalkapitel der Maristenbrüder FMS, Rom, 2001, 27 – 30.

‚Gott hat für jeden Menschen einen Plan der Liebe‘ – was ist sein Plan für mich bis jetzt gewesen? Kann ich mein Leben unter diesem Wort der Ordensregel sehen?

Leseliste

Die Apostelgeschichte.

- Karl Rahner – Herbert Vorgrimler (Hg.), *Kleines Konzilskompendium. Alle Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen des Zweiten Vaticanums in der bischöflich beauftragten Übersetzung*, Freiburg, Herder, 1966.
- Konstitutionen und Statuten der Maristen-Schulbrüder*, Rom, 1986.
- Konstitutionen der Gesellschaft Mariens*, Rom, 1988.
- Constitutions of the Marist Sisters*, Rom.
- Constitutions of the Missionary Sisters of the Society of Mary*, Rome, 1984.
- Wählen wir das Leben. 20. Generalkapitel der Maristenbrüder FMS*, Rom, 2001.
- Philip Armstrong CSC, *Who is a Brother ?*, in *Review for Religious* 60, 1 (2001) 30 – 39.
- Wolfgang Bader (Hg.) *Mein Gott. Mit bekannten Persönlichkeiten durch das Jahr*, München, Zürich, Wien, Neue Stadt, 1995.
- Bernard Bourtot SM, *Les Frères coadjuteurs de la Société de Marie sous les généralats Colin et Favre 1836 – 1885* (Document SM, 57), Saint Priest, 2001.
- Marzellan Champagnat und sein Werk. Dokumente und neuere Studien zur Geschichte und Spiritualität der Maristenschulbrüder*, Mindelheim, 1985.
- Alois Greiler SM, *Maristen auf dem Zweiten Vatikanum*, Manuskript, 1999.
- Alois Greiler SM, *Der Heilige Marzellan Champagnat. Maristenpater, Gründer der Maristenschulbrüder*, Passau, 1999.
- Alois Greiler SM, *Zum verborgenen Gott. Maria, Maristen und Mystagogie. Maristische Exerzitien*, Dessau, 2000.
- Alois Greiler SM – Andreas Rupprecht SM (Hg.), *Mitten in der Welt wie Maria. Lesebuch zur Geschichte und zum Geist der Gesellschaft Mariens*, Passau, 2000.
- Willi Hoffsummer, *Kurzgeschichten 1*, Mainz, Grünewald, ⁹1987.
- Willi Hoffsummer, *Kurzgeschichten 2*, Mainz, Grünewald, ⁵1987.
- Willi Hoffsummer, *Kurzgeschichten 3*, Mainz, Grünewald, 1987.
- Donal Kerr SM, *Jean-Claude Colin, Marist. A Founder in an Era of Revolution and Restoration: the Early Years 1790 - 1836*, Dublin, Columba Press, 2000.
- Klaus Kliesch, *Apostelgeschichte* (Stuttgarter Kleiner Kommentar. Neues Testament, 5), Stuttgart, Katholisches Bibelwerk, 1986.
- Kurt Koch, *Berufung ist ein Lebensprogramm. Wegweisungen kirchlicher Berufungspastoral*, in *Pastoralblatt*, 1 (2002) S. 3 – 13.
- Laienmaristen. Die ersten hundert Jahre. Eine kleine geschichtliche Einführung nach Charles Girard*, 1997.
- Craig Larkin SM, *Marist Pilgrimage*, Manuskript, Rom, 1991.
- Nikolaus von Kues, *Der verborgene Gott. Ein Zwiegespräch zwischen einem Heiden und einem Christen*, Krailling vor München, Wewel Verlag.
- Peter Lippert CSsR, *Die Identität des Ordensbruders. Einige Überlegungen zum Selbstverständnis des Ordenslebens*, Vortrag Trier, 1985 (Abgedruckt in der *Ordenskorrespondenz*).
- Frederick McMahon FMS, *Travellers in Hope. The Story of Marzellan Champagnat and his Fellow Foundes of the Society of Mary*, Rom, 1994.
- Joseph Kardinal Ratzinger – Hans Urs von Balthasar, *Maria. Kirche im Ursprung*, Einsiedeln, Johannes Verlag, ⁴1997.
- Bernhard Tremmel FMS, *Marzellan Champagnat. Einer, der auf Felsen baut*, Furth, 1991.

- Anton Vögtle, *Die Dynamik des Anfangs. Leben und Fragen der jungen Kirche*, Freiburg – Basel - Wien, Herder, 1988.
- Erich Zenger, *Am Fuß des Sinai. Gottesbilder des Ersten Testaments*, Düsseldorf, Patmos, 1993.

Anregungen zur Betrachtung

1. Vortrag: Die eine Maristenfamilie

Wir beten um den Geist der Wahrheit: um eine rechte Selbsterkenntnis.

Zu meiner Identität gehören die Beziehungen, in denen ich stehe: der Orden, die Gemeinschaft, die Oberen, der Beichtvater, Familie, Freunde. Helfen mir diese Beziehungen für mein Leben als Bruder? Wo kann ich wachsen? Wo muss ich umkehren?

Zu meiner Identität gehört meine Lebensgeschichte und meine Ordensgeschichte. Bin ich damit zufrieden? Wo sind Sackgassen, wo führt mich der Herr hinaus ins Weite?

Als Marist gehöre ich zu einer großen Familie. Habe ich davon in meiner Ausbildung gehört? Habe ich in diesem Bewusstsein gelebt?

Vorwort zum *Lukasevangelium* und Vorwort zur *Apostelgeschichte* lesen

Apg 6, 1 – 7: Gruppen, Konflikte und Konfliktlösungen in der frühen Kirche

2. Vortrag: Verborgeneheit Gottes

Wir beten um den Geist des Gebetes: damit wir lernen, recht zu beten.

Deuteronomium, Kapitel 4, die Rede des Moses über Gott, die Begegnung mit Gott.

Kolossenerbrief 1, 12 – 20, Christus – Ebenbild des unsichtbaren Gottes

Apostelgeschichte 2: Malen sie ein Pfingstbild! Der Heilige Geist ist der ‚verborgene Gott anwesend‘. Pfingsten versammelte Männer und Frauen – wie die Maristenfamilie, mit Maria in der Mitte. Der unsichtbare Gott findet sichtbare Gestalt in seinen Zeugen.

Apostelgeschichte 17, 16 – 34: Paulus in Athen

Jesaja 45, 15 – 25: ‚Wahrhaftig, Israels Gott ist ein verborgener Gott‘

Als Ordensbruder gehört zu meiner Identität das, was ich tue. Was habe ich getan? Was tue ich? Wie ist in meinem Lebenshaus das Verhältnis Werkstatt – Kapelle?

3. Vortrag: Jesus, unser Bruder

Wir beten um den Geist des Trostes: Jesu Nähe lasse uns unserem Nächsten nahe sein.

Hochgebet Jesus unser Bruder: das Bild von Jesus und Bruder sein. Wie wirkt es auf mich?

Apostelgeschichte 6, 1 - 7, Die Einsetzung der Sieben als Vorbild für ‚Diakone‘

Apostelgeschichte 7, 1 – 53: Gottes Taten gehen weiter: Wie wird Gottes Wirken für sein Volk hier beschrieben? Wie könnten wir es für uns heute beschreiben?

Wie ging es mir und wie geht es mir mit meinem Bruder sein?

4. Vortrag: Maristenbrüder

Wir beten um den Geist der Frömmigkeit: um eine rechte Verehrung Gottes und Marias.

Apostelgeschichte 20, 17 – 38: Abschiedsrede des Paulus an die ‚Aufseher‘ von Ephesus in Milet – ‚Testament des Lukas‘ (H.J. Venetz)

Johannes 13 - 17, Abschiedsrede Jesu

Champagnat, *Geistliches Testament*, 18. Mai 1840

Was bedeutet mir der Zweig der Brüder?

Konstitutionen der Maristenbrüder: Verweilen bei dem Wort, das anspricht.

5. Vortrag: Priester sein

Wir beten um den Geist der Heiligkeit: das erste Ziel des Ordenslebens zu erstreben.

Colins gründete die Maristenfamilie, suchte aber stets den Willen Gottes zu erkennen, und schwankte zwischen dieser gemeinsamen Vision und den Schwierigkeiten in deren Umsetzung. Wie geht es uns mit dieser gemeinsamen Vision?

Lumen gentium, Nr. 10 und 11

Apostelgeschichte 3 + 4: Jesus, der ‚Knecht Gottes‘

Apostelgeschichte 8, 26 – 40: Wie komme ich zur zweiten Bekehrung?

Kenne ich Maristenpatres? Wie sehe ich diesen Zweig der Maristenfamilie?

6. Vortrag: Maristenschwestern

Wir beten um den Geist der Freiheit: nicht aus Furcht zu handeln, sondern aus Liebe.

Maria in der *Apostelgeschichte*

Apostelgeschichte 16, 11 – 34: Wie entstehen Gemeinden? Welche Bedeutung haben die Frauen?

Kenne ich Maristenschwestern? Wie sehe ich diesen Zweig der Maristenfamilie?

7. Vortrag: Laienmaristen

Wir beten um den Geist der Liebe: Gott zu lieben und unseren Nächsten wie mich selbst.

Apostelgeschichte: Bei entscheidenden Ereignissen versammelten sich die Gläubigen und die Mehrzahl von ihnen waren Laien. Beim Pfingstereignis wurden Männer und Frauen vom Geist erfüllt (Apg 2). Sie haben geteilt, miteinander gelebt und gebetet und sind missionarisch unterwegs gewesen. Die Kirche war von Anfang an eine Kirche der Laien. Betrachte unter diesem Aspekt wichtige Abschnitte der *Apostelgeschichte*.

Was sagen meine Konstitutionen über die Laienmaristen?

Kenne ich Laienmaristen? Wie sehe ich diesen Zweig der Maristenfamilie?

Wem kann ich meine urpersönliche Geschichte erzählen?

Welches Bild für die Maristenlaien spricht mich persönlich an?

8. Vortrag: Maristenmissionsschwestern

Wir beten um den Geist der Stärke: in der Welt bekennen wir uns zu Christus.

Apostelgeschichte 3, 1 – 26: Petrus und Johannes im Tempel, Heilung und Verkündigung

Das Leben der Françoise Perroton nachlesen.

Kenne ich Maristenmissionsschwestern? Wie sehe ich diesen Zweig der Maristenfamilie?

9. Vortrag: Mission in Ozeania

Wir beten um den Geist der Hoffnung: Gott zu erkennen und unserem Gewissen zu folgen.

Betrachtung zum gemeinsamen Wirken Chaneles und Marie-Niziers auf Futuna

Apostelgeschichte: Wo finde ich mich wieder: Ortskirche oder Mission?

Apostelgeschichte 1, 4 – 8: Bis an die Grenzen der Erde

Apostelgeschichte 7: Stephanus, der erste Märtyrer

Apostelgeschichte 8 - 9: Das missionarische Wirken des Petrus und des Philippus

Apostelgeschichte 13, 14 – 52: Wie gehen wir mit Neuheiden um?

10. Vortrag: Maristenfamilie - Optionen

Wir beten um den Geist des Glaubens: dass Gott den Glauben in uns stärke

Das *Magnifikat* Marias (Lk 1, 46 – 55)

Apostelgeschichte 2, 42 – 47 und 4, 32 - 35: Die Urkirche, ‚ein Herz und eine Seele‘ – so soll es sein. Es war schon damals ein Ideal. Nach Colin sei die Urkirche unser einziges Modell. Inwieweit schauen wir auf dieses Ideal?

Ansprache des Papstes Johannes Paul II. an die Mitglieder der vier Orden der Maristen, in Wählen wir das Leben. 20. Generalkapitel der Maristenbrüder FMS, Rom, 2001, 27 – 30. ‚Gott hat für jeden Menschen einen Plan der Liebe‘ – was ist sein Plan für mich bis jetzt gewesen? Kann ich mein Leben unter diesem Wort der Ordensregel sehen?